P. o. germ. 2057 b (1

<36610814030015

<36610814030015

Bayer. Staatsbibliothek

OD

Krieg und Liebe,

oder

romantische Erzählungen,

vom dreißigjährigen Kriege bis auf unsre Zeiten.

Von

Julius von Voß.

OO

Erster Theil:

Die Familie Wendburg, eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege.

Zama, die schöne Kosackin, eine Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege.

Das schirmende Brustbild, eine Geschichte aus dem russisch-türkischen Kriege.

Die Untergrabung, eine Geschichte aus dem preussisch-französischen Kriege.

Berlin, 1813.
Bei Johann Wilhelm Schmidt.

Td/70/256

Ihr seht und hört vom Krieg,
Von Niederlag' und Sieg,
Bellona haus't ein schreckend Wesen,
So mögt Ihr denn vom Krieg auch lesen;
Doch nach der wilden Kämpfe Bühnen
Wird Euch die Liebe sühnen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die
Familie Wendburg.

Bayerische Staatsbibliothek München

Kriege, wenn auch Menschlichkeit und Großmuth die Anführer beseelen, die strengste Mannszucht den gemeinen Söldner zügelt, sind dennoch immer furchtbar. Rauh nahet Bellona den ländlichen Hütten, in den Städten lähmt ihr Arm den Kunstfleiß, zerstört die schöne Blüthe der Wissenschaften, auf Schlachtgefilden raset der Tod, Verwundete jammern, wer zählt die Thränen verlassener Frauen daheim, der wehklagenden Geliebten, der Wittwen, der vaterlosen Kleinen, die jeder Kampf zum Elend verdammt. Wie singt der Barde rührend:

> Siehe den blühenden Jüngling, er lehnt
> das Haupt an seinen Gefährten, und hält die fliehende Seele

Noch auf und das strömende Blut, und hoffet die
Braut noch wieder
Zu sehn, von ihren Lippen den Lohn der langen
Treue
Zu ärnten — ein Schwert zerspaltet ihn itzt. Sie
wird in Thränen
Zerrinnen —

Schweigen aber die Gesetze in jeder blutigen Fehde, so ist die Noth immer noch klein zu achten, wenn nur geordnete Heere geordneten Heeren entgegen ziehn. Aber so des Bürgerkrieges Flamme zum Himmel aufsteigt, alles die Waffen ergreift, um für die umfangne Meinung zu streiten, und alles zur Waffe wird, dann schaudern Entsetzen und Verwüstung die Blicke doppelt an, welche noch zum Betrachten Frist gewinnen. Am himmelschreiendsten aber würgen und sengen Kriege, die — um den Himmel geführt werden. Da heiligt nicht allein die Ehre den Mord, nein, auch die Religion; Mitleid ist Sünde geworden, Rauch entzündeter Städte

und Dörfer zugleich Opferrauch der Andacht. Unter Verheeren pflanzt man Blumen im Paradiese. In jedes Herz muß die Wuth ziehn, partheilos bleiben, heißt: sich von Feind und Freund geächtet sehn.

Solche Greuel kamen über das unglückliche Deutschland in jenem dreißigjährigen Kriege, der so manche blühende Provinz zur Einöde machte, und viele Ortschaften von Grund aus entvölkerte.

Die Familie Wendburg unter andern erfuhr schauderhaft seltsame Kriegsschicksale. Cuno von Wendburg war ein Landkavalier im Niedersächsischen Kreise. Lange schon hatten seine Vorfahren das Stammhaus Wendburg in Besitz gehabt. Seine Glücksumstände würden nicht ausgezeichnet, aber doch in ruhigen Zeiten so beschaffen gewesen seyn, daß sie ihn aller drückenden Sorgen entübrigt, und ihn in den Stand gesetzt hätten, Weib und Kind angemessen nähren und erziehen zu

können. Wendburg hatte einen ergiebigen Boden, und mußte er schon, bei der nach seines Vaters Tode erfolgten Uebernahme desselben, seinem Bruder Conrad von Wendburg eine Erbsumme herauszahlen, und diese aufnehmen, so tilgte er doch nach und nach wieder einen Theil dieser Schuld und hoffte sich bald ganz davon zu befreien.

Der Bruder Conrad hatte dagegen keine gute Wirthschaft getrieben, vielmehr in lustigen Jugendvergnügungen sein Erbtheil vergeudet. Unterhalt zu finden, nahm er jetzt Kriegesdienste, wozu sich überall Gelegenheit darbot, denn Churfürst Friedrich V. von der Pfalz warb ein Heer an, um die ihm übertragene böhmische Krone zu behaupten, und Oesterreich zog mit ansehnlicher Macht wider ihn. Baiern und Sachsen traten auf den Kriegsschauplatz. Am Rhein standen viele Partheigänger auf, am eifrigsten für Friedrichs Sache der roman-

tische Mansfeld, unter welchem Conrad von Wendburg einem Fähnlein gebot.

Die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag ging verloren, der Kaiser gewann mit ihr Böhmen zurück. Rache hielt ihr Gericht, die Protestanten in ganz Deutschland bebten: Oesterreich würde seine Herrschaft überall ausbreiten und ihre Religionsfreiheit unterdrücken.

Seine Heere zogen bis zur Ostsee hin; die Krieger meinten, nicht schonend dürften sie mit Ketzern umgehn. Was gewaffnet sie beschirmen wollte, haus'te auch schlimm genug, denn ausgeschriebne Erpressungen, wobei es selten billig zuging, mußten die Truppen unterhalten.

Da trafen den armen Cuno von Wendburg schlimme Unfälle. Bald sollte er Lieferungen hergeben, die seine Kräfte überstiegen, bald mähte ihm der Freund die Saaten ab, bald plünderte der Feind sein Dorf.

Man sagte ihm: Was frommts, unmännlich das Haar raufen. Ahnde die Unbill mit dem Schwerdt an Deinen Feinden!

Wer aber soll meinem Weibe, meinem Sohn, meiner Tochter beistehn, wenn der Hausvater von dannen zieht? fragte Cuno die, welche ihm riethen. Sie antworteten: Stelle sie Gott anheim.

Damal hatten die Menschen noch Vertrauen auf die Obhut über den Sternen. Wendburg empfahl der Hausfrau die Sorge um Gut und Kinder, schlang die Lieben in seine Arme, und schied. Es war im Jahre 1620.

Fleißig wollte er schreiben, es gab aber in jener Zeit noch wenig regelmäßige Posten, Boten waren theuer, und alle Straßen unsicher. Deshalb mußten die sehnenden Frauen daheim oft lange auf ein tröstend Brieflein harren. Erst nach einem Vierteljahre kam der Frau Wendburg ein solches zu. Ihr Gatte meldete darin, wie er unter den Fahnen des

Herzog Christian von Braunschweig Dienste genommen habe. Gott, setzte er hinzu, wird ja unsern Arm stärken, der zu Ehren der heiligen Religion kämpft.

Von je an war Cuno ein sehr eifriger Protestant gewesen. Gott, Christus und Luther, hieß es bei ihm; das Pabstthum nannte er einen Gräuel. Die fromme Dame hatte stets an seiner Seite den Morgen- und Abendsegen gebetet, und mit Andacht zugehört, wenn er Sonntags nach der Abendpredigt einige Kapitel der Bibel las. Auch war es im Hause ein alter Brauch, täglich ein Lied zu singen.

Der zweite Brief blieb wohl Jahr und Tag aus. Frau von Wendburg ängstete sich nicht wenig, sah aber mit Fleiß und Sparsamkeit zur Wirthschaft, und regierte das Gesinde wohl. Die Erziehung des Knaben und ihrer Tochter war daneben ihre Hauptsorge. Der Vater hatte einen von Wittenberg ge-

kommenen Studenten, den Hausgenossen vor seiner Abreise noch einverleibt. Dieser mußte den Kindern Unterricht geben, und auch den Landbau mit in seine Obhut nehmen, was er gerne that, denn Virgils Georgica nannte er seine Lieblingsdichtung.

Endlich langte wieder ein Brief, und späterhin ein neuer an, doch nach der Schlacht von Wimpfen, im Jahre 1622, die Herzog Christian gegen Wallenstein verlor, kam ein Gefährte des guten Cuno zu seiner Ehegenossin, und meldete trauernd, ihr Mann sey in jener Schlacht gefallen. Er hatte ihn selbst, von einem Hellebardenstich durchbohrt, auf dem Kampffelde liegen sehn.

Die arme Frau sagte: was Gott thut ist wohlgethan, doch ihr Herz blutete aus tiefen Wunden. Alle Röthe wich von ihrem Antlitz, sie sah, aus heimlich nagendem Gram, einer Leiche ähnlich. Erst nach Jahr und Tag kehrte einige Farbe auf ihre Wangen zurück.

Da nahte aber auch die schreckliche Fehde ihrem Gut. Kaiserliche und Baiern überschwemmten die Gegend, Dänen und Braunschweiger machten sie ihnen streitig. Das Dorf Wendburg hatte eine zur Vertheidigung bequeme Lage. Kleine Wälle und Mauern, noch in den alten Ritterzeiten aufgeführt, umgaben das an einer Höhe gebaute Wohnhaus. Man stellte eilig her, was verfallen war, und legte ein Bataillon Pikenirer und Muskstiere zur Besatzung hinein.

Weil die Soldaten mit Speise und Trank nicht versehn waren, mußte die Edelfrau alle auf den Winter eingesammelte Vorräthe hingeben. Daneben litt sie der Unruhe und Qualen viel.

Ihr Sohn, damals sechszehn Jahr alt, wollte nicht müßig zuschauen, er nahm eine Muskete aus des Alten Gewehrkammer, und stellte sich mit in die Reihen.

Fleißig blickte die Mutter aus den hohen

Fenstern des Wohnhauses, ob kein Entsatz erschien. Die Hoffnung blieb eitel, dagegen bemeisterten sich Kroaten des Dorfes, und übten unmenschliche Gräuel. Sie steckten die Hütten in Brand, wilde Gier mißhandelte schändlich das gefundene Frauenzimmer. Frau von Wendburg blickte aus dem Fenster, ersah das Entsetzliche, warf das Fenster wieder zu, und kniete vor Gott im Staub. Ihr fielen die Jungfrauen zu Cölln bei, die einst in den Rhein sprangen, und den Tod der Schande vorzogen. Sie beschloß, und ihr Gewissen nannte es recht, auch mit ihrer Tochter zu sterben, wenn es dem Feinde gelingen sollte, den Edelhof mit stürmender Hand zu erobern.

Leider hatte es den Anschein dazu. Der befehligende Offizier wollte auf keinen Vorschlag zur gütlichen Uebergabe achten. Ihm war Entsatz versprochen, bis dahin zählte er auf des Platzes Festigkeit. Die Feinde sandten einen Trompeter ans Thor, ließen ihm

zum leztenmal eine Kapitulation mit Gefangennehmung anbieten, widrigenfalls jedoch alles, was Leben athmete, über die Klinge springen sollte. Er verlangte freien Abzug, den bewilligte man nicht, und der Sturm nahm seinen Anfang.

Mit Strauchbündeln füllten die Kaiserlichen den Graben, Leitern, die sie in Eil gefertigt hatten, dienten ihnen, die Mauer zu ersteigen. Von Innen gab man Feuer auf Feuer, stieß die Leitern mit Piken weg, hackte mit Streitäxten die Hände ab, welche sich an die Mauer klammerten. Doch warfen auch die Feinde einen Hagel von Granaten, die, im Hofe plazend, Tod und Verderben anrichteten. Ihre Leichen machten ihnen selbst das Aufsteigen bequemer, denn sie thürmten Hügel davon gegen die Mauer. Der Vertheidiger Zahl schrumpfte immer mehr ein, umsonst zulezt alle tapfre Gegenwehr, die Mauer ward erklimmt, kühne Wüthlinge füllten den Hof,

und metzelten ohne Erbarmen hin, was ihnen vor das Schwerdt kam.

Auf diesen Augenblick hatte die Edelfrau gewartet. Sie stand, ihre funfzehnjährige Tochter umfassend, an der Hausthüre, rief ihrem Sohne zu, muthig, die Waffe in der Hand, zu sterben, lief dann mit Jener zum tiefen Brunnen, befahl den Geist dem Heiland, und stürzte erst die Tochter, dann sich hinein.

War der Brunnen schon tief, enthielt er doch nicht viel Wasser, es reichte den beiden Unglücklichen nur bis zum Hals. So standen sie lange, betäubt und fast sinnlos, doch lebend.

Als sie zur Besonnenheit aufathmeten, legte oben sich nach und nach das Klirren und Wuthgeschrei. Dumpfes Todesröcheln ward dagegen vernommen. Bald ward es Nacht. Oft sank der schöpfende Eimer in den Brunnen hinab, und man zog ihn wieder empor. Er stieß unsanft genug an die Frauen=

zimmer, beschädigte sie aber nicht. Gott will noch nicht, daß wir sterben sollen, sagte Frau von Wendburg, leeren wir das Maas unsrer Leiden vollend.

Das häufige Schöpfen verringerte den Wasserstand, nur bis an den halben Leib ging es ihnen.

Sie mußten in dem unbehaglichen Zustande bis zum andern Tag bleiben. Es war oben helle, und alles todtenstill. Sollten die Feinde sich wegbegeben haben? dachte Frau von Wendburg. Die Tochter, welche jugendlich am Leben hing, bat ihre Mutter, versuchen zu dürfen, ob sie, an der Stange des Eimers, der zuletzt im Brunnen geblieben war, und mit Hülfe der Steine inwendig, die zum Theil etwas hervorragten, sich emporhelfen, und droben umsehen könne. Die Mutter entgegnete: Gottes Wille geschehe, wenn wir leben sollen, doch jetzt ist es noch zu zeitig. Wir müssen die folgende Nacht abwarten.

Sie blieben also, wie Nässe und Kälte auch sie peinigten, bis zur vollen Dunkelheit in ihrer Tiefe. Man hörte immer nichts. Frau von Wendburg stieg endlich, durch ihre Tochter unterstützt, zum Rand oben, und blickte, so viel die Nacht es erlaubte, mit Schaudern umher. Kein Zeichen von Leben irgendwo. Dann betrat sie den Boden, und wand auch die Tochter zur Höhe.

Die triefenden bebenden Damen wollten nun ins Haus zurück, meinend, die Feinde würden es, nach vorangegangener Plünderung, einsam gelassen haben. Doch stießen sie nur an Balken und Aschenhaufen, worin noch allenthalben Kohlen glimmten. Auch das Haus sammt allen Nebengebäuden war ein Opfer der angelegten Flammen geworden. In den ersten Stunden im Brunnen, hatten sie vor dem übrigen Getöse das nicht wahrgenommen, und sowohl Helle als Prasseln der einstürzenden Balken für eine Wirkung

des

des immer noch anhaltenden Schießens gehalten.

Es gab keine Ruhestätte auf dampfenden Ruinen, bisweilen schlug noch hie und da eine Flamme auf, und beleuchtete den Raum umher. Da sah man nichts, als bleiche, entstellte, blutige Todte.

Beide dachten an den Sohn und Bruder, wagten nicht, genau auf die Leichname zu blicken. Das Uebermaas von Grausen hielt ihre Thränen zurück. Keine sprach ein Wort. Stumm schlichen sie in den Garten, und brachten den übrigen Theil der Nacht dort mit leisem Gebet hin.

Der Morgen brach endlich an; die Sonne ging schon auf. Es hieß:

Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

Gott, welch ein Anblick, die nun erhellte Stätte voll Tod und Verwüstung. Laß uns ihn suchen, fing die Mutter starr an.

Sie gingen, mehr Gespenstern als Lebenden ähnlich, zum Hof. Im bunten Gewühl, theils gleichsam auf einem rothen Teppich, theils in der Asche, und von Kohlen geschwärzt, lagen die Erwürgten umher. Keine Zuckung mehr, im Ueberfluß hatte Wuth ihre Todesstreiche ausgespendet, die Erschoßnen noch einmal durchstochen, dem, der mit gespaltetem Haupte dalag, noch eine Kugel in die Brust gejagt. Der Katholik dachte dem Ketzer, der Lutheraner dem Papisten nicht genug Tod geben zu können.

Man fand Wilhelms Hut und Muskete. Unter den Leichnamen, auf die rauchende Trümmer gehäuft, und die von den Flammen unkenntlich gemacht waren, ersah man auch einen, kleiner als die übrigen, die Aussenseite völlig zerstört und zusammengedörrt. Das muß er seyn, stammelte Frau von Wendburg, laß uns ihn begraben.

Die Tochter holte einen Spaten aus dem

Garten, ging zum Kirchhof voran, räumte eine leere Stelle im Schutt der auch niedergebrannten Kirche, und höhlte ein Grab. Dann brachte die Edelfrau die leichte gedörrte Reliquie im Schürzlein.

Man bestattete sie, und lispelte ein Vaterunser, auf den Hügel knieend. Nun war die Kraft der unglücklichen Frau dahin. Die Hände ringend, seufzte sie: o warum hatte der Brunnen nicht mehr Wasser, und sank ohnmächtig an das Grab nieder.

Jugend kann meistens eine gewichtigere Bürde von Leiden tragen. Kunigunde, so hieß das Fräulein, überlegte, daß ihre Mutter, wie sie, in zwei Tagen nichts gegessen hatte. Sie eilte in den Hof zurück. Da war aber keine Speise zu finden. Alles Vieh, die Pferde nicht ausgenommen, hatte man in den Tagen verzehrt, wo die Feinde den kleinen Platz eingeschlossen hielten. Zum Glück ersah dennoch Kunigunde einige Tauben, die

vom Felde hergeflogen kamen, und den zerstörten Schlag suchten. Sie waren sehr zahm, und gewöhnt, durch Kunigundens Hand Futter zu empfangen. Leicht ergriff sie zwei davon, die getödtet wurden. Einem Leichnam hing ein Feldkessel auf dem Rücken. Das Fräulein machte ihn los, schürte Feuer zusammen, und bereitete eine Suppe. Diese Labung, verbunden mit dem zärtlichen und frommen Zureden ihrer Tochter, machte, daß endlich die Mutter sich wieder vom Boden heben konnte. Was sollen wir aber leben, sagte sie, wir sind Bettlerinnen. Denn sind uns schon die Aecker geblieben, woher Geld nehmen, wieder Vieh zu kaufen, die Gebäude herzustellen? Wo finden wir Knechte und Mägde, wo Einwohner für das Dorf? Alles ist ja todt. Und würden nicht die Feinde abermal kommen, und die Verwüstung mit ihnen?

Gott, der uns im Brunnen wunderbarlich hielt, entgegnete Kunigunde, wird ferner helfen.

Sie that ihrer Mutter den Vorschlag, nach Mecklenburg zum Oheim zu entfliehn. Frau von Wendburg hatte dort einen Bruder. Das Land ist voller Feinde, antwortete sie, wir fallen ihnen gewiß in die Hände.

Kunigunde wußte noch einen Rath. Sie wollte die Mutter und sich in Mannskleidung werfen, die von den Getödteten zu nehmen war. Dann sollte die Reise bei Nacht angetreten werden, am Tage man sich in Waldungen verstecken.

Die Mutter willigte nach einigen Gegenvorstellungen ein. Einige Leichname im Hofe wurden entkleidet. Wie viel grauenvolle Geschäfte für zwei schwache Frauenzimmer.

Nach vielen schweren Mühseligkeiten, wo man theils hungerte, theils von auf den Aekkern gefundenen Rüben lebte, theils an sicher scheinenden Orten bettelte, langten die beiden verkleideten Damen zuletzt glücklich auf dem Gute des Bruders im Mecklenburgschen an.

Er staunte, beweinte ihren Zustand und gelittenen Verlust, und nahm sie mit Herzlichkeit auf, obgleich die schlimmen Zeiten auch seinen ehemaligen Wohlstand gar sehr heruntergebracht hatten, und er auch späterhin durch Wallensteins Völker sich ausgeplündert sah.

Für Kunigunden fand sich eine annehmliche Gelegenheit, sich zu verheirathen. Ein Landedelmann warb um sie, die Tochter war ihm nicht abgeneigt, die Mutter willigte ein.

Frau von Wendburg blieb sieben Jahre hindurch bei ihrem Bruder, und stand ihm in seiner Wirthschaft bei. Ihr Gut daheim blieb wüst liegen, denn auf die friedlichen Zeiten, wo sich vielleicht Darlehne zu seinem Aufbau hätten suchen lassen, hoffte man umsonst.

Endlich stieg Gustav Adolph mit einem Heere in Pommern ans Land. Der ihm vorausfliegende Ruf kündigte ihn als den Befreier der Protestanten an, seine vielen Siege ließen große Erwartungen schöpfen.

Auch nach Mecklenburg kamen Schweden, und machten sich dort, nach hartnäckigem Widerstande von Seiten der Kaiserlichen, zu Meistern der Dinge.

Nach einem Scharmützel, das bei dieser Gelegenheit vorfiel, wurde ein verwundeter Hauptmann in das Dorf gebracht. Er nannte sich Seeholm, war ein stattlicher, freundlicher Mann, in mittleren Jahren. Frau von Wendburg pflegte sein. Nach einem Monate folgte seine Genesung.

Der Antheil, welchen die gutmüthige Dame ihm bewiesen hatte, regte seine Dankbarkeit auf. Sie war noch immer eine angenehme Frau. Allmählig hatte die Zeit jene Spuren tiefen Grames entfernt, die Merkmale einer sonst bedeutenden Schönheit waren dagegen sichtbar; daneben ihr frommer, mitleidiger Sinn. Genug, Seeholm that ihr einen Heirathsvorschlag. Er bat sie zugleich, ihm zu folgen. Ruhe, das hehlte er nicht, würde

ihnen selten nahn, doch würde er sie immer in sichere Städte bringen, die Winterquartiere Gelegenheit zu einem frohen Beisammenleben darbieten.

Sie hatte eben keinen Grund, sich bei ihrer Wahl lange zu besinnen. Wo gab es jetzt ruhige Tage. Heute sah man die Schweden, morgen konnten die Oesterreicher und Baiern es über sie gewinnen. Ihrem Bruder fürchtete sie durch den langen Aufenthalt lästig zu seyn. Hauptmann Seeholm schien so innig, so wacker. Sie gab ihm ihre Hand.

Die Vermählung geschah. Ihr Mann wurde bald darauf nach Magdeburg zu gehn befehligt. Er sollte bei dem Obersten Falkenberg, den Gustav dieser Stadt zum Commandanten geschickt hatte, Dienste verrichten. Er glaubte, seine Gattin bequem mit dahin nehmen zu können, denn Niemand dachte wohl an das entsetzliche Schicksal, das in Kurzem die unglückliche Stadt erwartete.

Seeholm und seine Gattin waren noch nicht lange dort angekommen, als Tilly mit seinen Truppen erschien und die Belagerung anhob. Zahlreich war inzwischen die Bürgerschaft, die guten Werke standen mit tüchtigen Metallschlünden bepflanzt, der König von Schweden hatte der Stadt entbieten lassen: man solle nur getrost seyn, er brächte zur rechten Zeit Hülfe.

Demnach vertheidigten sich auch die Bürger muthig, der tapfre Schwede an ihrer Spitze traf allenthalben kluge Vorkehrungen zum Widerstand. Aber Gustav konnte dennoch nicht zeitig herbeieilen, die Unentschlossenheit einiger Churfürsten hielt ihn auf.

Magdeburg, lange geängstigt und beschossen, hoffte schon freudig, Tilly gebe das Vorhaben auf, weil er bei einem so festen Zustande der Werke an ihrer Einnahme verzweifle, oder vielleicht Nachrichten empfangen hätte, Gustav Adolph sey im Anzuge. Diesen

Glauben schöpfte man, weil die Kanonen schwiegen, ja, aus den Batterieen zurückgebracht wurden.

An einem Sonntag Morgens ward man das inne, und auch vielerlei Anstalten zum Abzug im Lager der Kaiserlichen. Dies bewog einen großen Theil der gewaffneten Bürger, die manche Nacht auf dem Wall hingebracht hatten, nach Hause zu gehn, um einmal der Ruhe zu pflegen. Der schwedische Befehlshaber widerrieth es ihnen eifrig, doch Jene meinten überzeugt, es thäte um längere Plage nicht Noth, und eine streng gehorchende Mannszucht führt sich bei Leuten schwer ein, die nicht wirkliche Soldaten sind.

Genug, man eilte, sich zu erhohlen, ohne Ahnung der entsetzlichen Folgen. In den Frühpredigten dankten bereits Geistliche von den Kanzeln für die Erlösung der Stadt. Hauptmann Seeholm kam auch auf einen Augenblick zu seiner Gattin, doch nur um

ein Frühstück zu nehmen, dann wollte er zurück an seine Stelle auf einem Bastion.

Eben war er mit dem Frühstück beschäftigt, als ein Schießen und Lärmen in der Ferne sich hören ließ. Gott, was ist das? rief er aufspringend. Wagen die Feinde in diesem Augenblick einen Sturm, sind wir verloren. Schnell händigte er Frau von Seeholm seine Börse ein, empfahl ihr auf einen schlimmen Fall, in die Domkirche zu flüchten, und schied nach einer kurzen Umarmung mit den Worten: Gott weiß, ob wir uns wiedersehn!

Bleich und zitternd blieb die Gattin zurück. Sie blickte aus dem Fenster. Das Feuer kam näher. Auf den Gassen lief man verstört durcheinander. Seeholm hatte nur zu richtig gefürchtet, Tilly die Stadt durch den Anschein betrogen. Die Entblößung an vertheidigenden Händen eilig nutzend, mußten seine Truppen sich heranschleichen, und die

Wälle ersteigen. Es gelang, aller Widerstand, den man noch sammelte, blieb umsonst, bald strömten Tausende von wüthenden Siegern in die Stadt, und streckten mit ihren Mordgewehren zu Boden, was Leben athmete. Da ward nicht des Greises, nicht des Kindes im Mutterleibe geschont.

Frau von Seeholm hatte noch zeitig genug zusammengerafft, was sie an Kostbarkeiten hatte, und sich, nach dem Rath ihres Gatten, in die gothische feuerfeste Domkirche geflüchtet. Schon einige hundert Menschen traf sie dort beisammen, ihre Zahl wuchs mit jedem Augenblicke mehr an, zuletzt konnte nichts mehr eindringen, die Unglücklichen erdrückten einander schier.

Welch ein fürchterlich qualvolles Entgegensehn der Dinge, die da kommen sollten, in diesem Aufenthalt, wie viele bleiche Todesangst, wie viele verzweifelnde Klagen um Haab und Gut, oder die Lieben draußen, von denen

man getrennt worden. Einige der Geängsteten klimmten zu den Fenstern hinan, andere stiegen auf die Thürme, den Hergang zu schauen, von dem man übrigens schon genug hörte, um vor Schreckniß unterzugehn. Was sie den Uebrigen berichteten, ließ kein Haar ungesträubt. Nichts als Verfolgte und schnaubende Mörder hinter ihnen, unter deren Stahl sie bald fielen. Umsonst winselten die Schlachtopfer im blutigen Staub Gnade, umsonst klammerten sich heulende Kinder an die Eltern, umsonst warf sich ein Gatte vor des anderen Brust, ihm zum Schild zu dienen, Metzelei blieb die Loosung. Die Wüthriche ermuthigten einander, ja nicht an Mitleid zu denken, weil man den Ketzern und Empörern einmal ein recht abschreckendes Beispiel geben müsse. Sie drangen in die Häuser, und es übertrifft alle Vorstellung, was dort geschah, weil es sich den Blicken entzog. Viele der Abscheulichkeiten, die heimlich, zum Theil auch sichtbar vorgingen, sind nicht zu nennen.

Bald legte man auch an vielen Stellen Feuer an, in Kurzem brannte das Meiste von der Stadt lichterloh. Die Unglücklichen in der Kirche waren gewiß, daß auch sie sterben müßten; es blieb nur zweifelnd, ob unter dem Schwert, oder im Feuer.

Frau von Seeholm hatte schon eine Grauenszene dieser Art im Kleinen erlebt, sie war also ihr nicht ganz neu. Diesmal aber noch davonzukommen, hoffte sie nicht, und wünschte es auch nicht. Daß ihr Mann geblieben sey, konnte sie ohne Zweifel annehmen, sie bat nur Gott um baldiges Ende.

Bis zum andern Tage blieben die Geflüchteten an ihrer Stelle, und litten Qualen, welche die Feder sich umsonst zu beschreiben müht. Gegen Mittag aber, da eine schauderhafte Ruhe eingetreten war, weil Todte nicht mehr klagen, hieß es, man rufe draußen Begnadigung für das, was noch lebe. Bald darauf meldeten Einige von den Fenstern, ein

vornehmer Mann in zahlreicher Begleitung ritte daher auf den Domplatz. Man urtheilte, es würde Tilly seyn. Ein Prediger ermuthigte sich, drängte sich zur Thür hinaus und hielt dem General eine lateinische Anrede, worin er Magdeburg mit Troja verglich, und jenes venit summa dies, venit ineluctabile fatum anwandte.

Das mußte dem Tilly wohl gefallen, denn war Magdeburg ein anderes Troja, konnte er sich für einen zweiten Agamemnon halten. Auch schrieb er nachher dem Kaiser: eine solche Victory sey seit Troja nicht gesehn worden.

Die Folge der Anrede war übrigens, daß alles, was in der Kirche sich befand, nun frei ausgehn konnte. Doch was sahen die Unglückseligen, als sie nun von ihrer Befugniß Gebrauch machten.

Welche späte, und an so wenigen geübte Barmherzigkeit! Wohl Dreißigtausend lagen

erschlagen. Läßt es sich denken, daß ein Feldherr eine solche Zahl dem Schwerte preisgeben kann. Aber Tilly hatte, was merkwürdig ist, nie geliebt. Drei Dinge rühmte er, bis dahin, von sich. Nie eine Schlacht verloren, nie ein Frauenzimmer berührt zu haben, und nie trunken gewesen zu seyn. Doch ließe sich wieder hier keine allgemeine Regel folgern. Suwarow, der russische Tilly, war verheirathet.

Frau von Seeholm durfte ihre Wohnung nicht suchen. Sie lag in der Asche. Den Leichnam ihres Mannes hätte sie gern bestattet, erfuhr aber, daß man Tausende derselben in die Elbe geworfen habe. Demungeachtet schlich sie nach dem Bastion, wohin Seeholm sich begeben hatte. Nichts war zu sehn.

Was sollte sie jetzt thun? Wieder nach Mecklenburg gehn? Sie fürchtete, nicht dahin zu gelangen. Ihr fiel bei, daß der vormalige Lehrer bei ihren Kindern ein Predigtamt un-

weit Lützen in Sachsen empfangen hatte. Sie hoffte, bei ihm Trost der Religion zu finden. An Geld litt sie keinen Mangel, und fand Mittel, durch Fürsprache eines kaiserlichen Offiziers, an den sie bittend sich wandte, sicher dorthin zu kommen.

Der Prediger nahm sie freundlich auf, und suchte, wie die Gattin, die er seit einigen Jahren genommen hatte, ihre Thränen nach und nach zu entfernen.

Einige Zeit darauf empfing der Prediger eine verbesserte Stelle in dem Städtchen Borna. Frau von Seeholm folgte ihm dahin. Sie blieb daselbst bis um die Zeit der Schlacht von Lützen.

Was sollte sie abermal sehn! Die von Gustav Adolph, obwohl mit Einbuße seines Lebens geschlagenen Kaiserlichen, nahmen zum Theil ihren Rückzug über Borna. Die Croaten verübten entsetzliche Grausamkeiten. Sie kamen auch in das Haus des Predigers, und

plünderten es, wie das nachbarliche, worin der Schulmeister wohnte. Sie fanden wenig Geld, man hatte es vergraben. Das muthmaßten sie, und wollten nun, der Prediger sollte ihnen den Ort entdecken. Dieser weigerte sich standhaft, denn das meiste davon gehörte Frau von Seeholm. Keine Martern bewogen ihn. Endlich nahmen die Kroaten, im fürchterlichen Muthwillen, ihn und den Schulmeister am Arm, führten beide auf den hohen Kirchthurm, und zwangen sie ohne Erbarmen, hinabzuspringen. Frau von Seeholm, und die Gattin des Predigers, die zeither sich im Keller versteckt hatten, kamen eben zum Vorschein, als die Männer herabflogen. Die letzte traf zur Stelle aus Schrecken ein Schlagfluß. Gott, warum muß ich noch leben! rief die Uebriggebliebne.

Bald kamen Schweden, unter Herzog Bernhard von Weimar, und trieben die Feinde aus. Frau von Seeholm fiel in eine schwere

Krankheit, genaß indessen nach einigen Wochen dennoch wieder davon.

Sie war nun beschützt. Ein Offizier, dessen Freund Hauptmann Seeholm gewesen, bot ihr seine Dienste an. Sie fragte ihn, wie sie es anzustellen habe, um sicher zu ihrer Tochter nach Mecklenburg reisen zu können. Er widerrieth den Plan, weil sich verlaufnes Gesindel an den Wegen herumtriebe, und empfahl ihr dagegen Leipzig zum Aufenthalt.

Sie scharrte das vergrabne Geld aus, und befolgte den Rath. Nicht müßig sich aufzuzehren, legte sie ihr Geld in einem kleinen Handel mit feinen Spitzenkragen an, wie sie die Mode damaliger Zeit beliebte. Frau von Seeholm nähte sie zum Theil selbst künstlich aus, zum Theil ließ sie durch fremde weibliche Hände sie fertigen, und bot sie in einem Laden, den sie nahe bei Auerbachs Hof gemiethet hatte, feil. Sie hatten vielen Ab-

gang, besonders kauften schwedische Offiziere die Kragen.

Eines Morgens tritt auch ein solcher, von stattlichem Ansehn, und mit einer Säbelwunde im Gesicht, die aber schon lange vernarbt war, in den Laden. Es tönte ihr etwas Bekanntes aus der Vergangenheit in dieser Stimme zu. Ihr ward seltsam zu Muthe, bebend schaute sie auf das Gesicht, die Züge hatten vermöge der schon genannten Säbelwunde die Regelmäßigkeit verloren. Dennoch ward Frau von Seeholm nicht müde, sie anzusehn. Der Betrachtete nahm es wahr, blickte wieder mit Spannung auf sie, und fragte, warum sie ihn doch so scharf ins Auge fasse. Sie lächelte seufzend, und gab zur Antwort: er habe einige flüchtige Aehnlichkeit mit einem gewissen Cuno von Wendburg, an den sie verheirathet gewesen, nur daß er stärker sey.

Plötzlich lag der Fremde in ihrem Arm.

Ich bin Cuno von Wendburg, rief er, hatte erfahren, Du wärst auf unserm zerstörten Gute umgekommen.

Sie konnte erst, nachdem sie von einer ohnmächtigen Hinfälligkeit sich erhohlt hatte, entgegnen: und ich empfing die Nachricht, Du wärst bei Wimpfen gefallen.

Schwer verwundet, aber hergestellt in der Gefangenschaft, berichtete Wendburg. Mein Bruder Conrad, der ein Soldat der Fortuna ist, und dient, wo er bezahlt wird, stand unter den Feinden, erkannte mich, und trug Sorge. Ich wollte das nicht, sagte ihm, er sollte mir nicht nahe kommen, weil er seinen Degen für die Papisten zieht, das verdroß ihn, und er bekümmerte sich weiter nicht um mich, so mir auch ganz lieb war. Nun ward ich nach Ungarn abgeführt, und mußte dort viele Jahre in harter Gefangenschaft seufzen. Wir durften nicht schreiben, auch hatte ich kein Geld, einen Boten so weit hin zu bezahlen, darum

konnt ich Dir keine Meldung thun. Endlich kam der tapfre Graf Mansfeld nach Ungarn, und befreite uns Gefangne. Ich kam nach Deutschland zurück, dachte nun Weib und Kind an die Brust zu drücken. Ich flog nach Wendburg, und fand eine Brandstätte, kein Leben mehr, alles Feld wüst. Die Leute auf den nächsten Dörfern sagten: Ihr wäret zusammt umgekommen. Da eilt' ich ins Waffengetümmel zurück, und schwur, von nun an keinem Feinde, der vor meine Faust käme, Gnade zu spenden, da ich durch sie all die Meinen verloren hätte.

Frau von Seeholm, der noch, vor Bestürzung und Wonne, jedes Glied zitternd flog, achtete weniger auf die Erzählung, als sie heimlich überlegte, ob sie dem Manne ihre Heirath mit Seeholm kund thun solle, oder nicht.

Wendburg schloß sie bald aufs Neue in seinen Arm, bald erzählte er von den Kriegs-

abentheuern, die er, theils unter Christian von Braunschweig, theils hernach unter Mansfeld dienend, bestanden. Er war auch beim Tode des Letzten zugegen gewesen, der, als er sein Ende nahe gefühlt, nicht hatte am Bette, sondern aufrecht sterben wollen, und auf zwei Krieger gestützt, die Heldenseele ausathmete.

Seine Gattin dachte: zwar habe sie nicht unrecht gethan, sich Wittwe vermeinend, nach manchem Jahr einen anderen Mann zu ehelichen, demungeachtet könne es dem ersten wurmen, und ihr einen Theil seiner Liebe entziehn. Seeholm wäre ja todt, und mit vorsichtiger Behutsamkeit ginge es wohl an, die zweite Vermählung vor Wendburg zu hehlen. Sie wollte dem Bruder und der Tochter in einem Schreiben anrathen, ein tiefes Schweigen darüber zu beobachten. Und lange konnte es ja dauern, ehe Wendburg Jenen einmal zu Gesicht käme.

Sie erzählte also ihrem Gatten das Schick-

sal ihres Sohnes, ihre und Kunigundens Erhaltung, was er nicht hören sollte, verheimlichte sie, und erfand eine Mähr, die sie erst zum Prediger nach Borna und sodann nach Leipzig geführt habe. Sie gab nämlich vor, Uneinigkeit mit ihrem Bruder und Kunigundens Mann habe sie bei jenem eine Zuflucht suchen lassen, der Einfall, in Leipzig ihren Wohnsitz aufzuschlagen, sey nach des Predigers Tod über sie gekommen. Uebrigens habe sie hier auch einen anderen Namen gewählt, um nicht dem Geschlechte Wendburg als eine Krämerin weh zu thun.

Lustig! rief ihr Mann, das beschwerliche Leben ende. Ich bin Oberst des Herzogs von Weimar, und habe ohnehin ein Stück Geld erworben. Doch mußt Du nach Schwaben folgen, wohin ich beschieden bin.

Sie hatte nichts dagegen, schlug ihre Waaren im Allgemeinen los und machte sich mit Wendburg auf die Reise. In mehr als zwölf

Jahren hatten sie einander nicht gesehn, ihre beiderseitige Jugend war entflohn, doch herzig ihre Zuneigung.

Wendburg langte mit ihr beim Herzoge an, und ihm ward geboten, ein Regiment Fußvolk zu werben, das er befehligen sollte. Es fand sich nach und nach Mannschaft.

Bernhard vereinigte sich mit dem in jener Zeit vielbekannten Horn. Sie zählten an die Zweiundvierzigtausend Mann, und gingen nach Augsburg. Von da sollte es auf München und Landsberg angesehen seyn.

Wendburg sagte: es wird scharf hergehn, bleibe vor der Hand in Augsburg. Die Winterquartiere vereinen uns abermal.

Sie schied mit Thränen von dem Gatten und miethete eine kleine Wohnung in Augsburg, fleißig für Jenen und den siegreichen Fortgang der protestantischen Waffen betend. Sie versäumte weder Sonntags- noch Wochenpredigten.

Es verlautete, München habe sich gütlich ergeben, Landsberg aber sey belagert und nach wenigen Tagen mit Sturm eingenommen worden. Man habe auch in Baiern den Einwohnern übel mitgespielt, und sie strafend gezüchtigt, weil sie an den schwedischen Soldaten Grausamkeit und Muthwillen verübt hätten.

Dasselbe war auch früherhin durch Gustav Adolph geschehen, der wegen Magdeburg, und dem Verhalten der Wallensteinschen Truppen im Norden von Deutschland Wiedervergeltung üben zu dürfen gemeint hatte. Dem Bürgermeister von Landshut sagte Gustav folgende Worte: „wenn ich an eure Gräulichkeit gedenke, so ihr an meinen Soldaten verübt, weiß ich schier nicht, ob ihr Menschen oder wilde Thiere seyet. Ihr schneidet ihnen die Ohren und Nasen ab, Hände und Füße hauet ihr ihnen ab, und also mörderlich und grausam gehet ihr mit ihnen um. Was soll ich denn euch Barmherzigkeit ertheilen? Wie soll

ich mit euch umgehen?" Dennoch aber ließ sich der König aus angeborner Milde besänftigen.

Die Barbareien, welche man in jenen unglücklichen Zeiten beging, rechtfertigte meistens das Gewissen. Die Feinde Gottes wähnte man nicht schonen zu dürfen. Jeder Theil machte den Krieg — wie viele politische Absichten auch dabei einfließen mochten — zu einer Sache des Himmels. Tilly, der in Magdeburg Dreißigtausend Menschen hinwürgen ließ, versäumte demungeachtet keinen Tag, seine Hora wie ein Priester zu beten, und empfing deshalb von den Seinigen den Namen eines neuen Josua. Der König von Schweden ließ alle Morgen Betstunde und die Angriffe im Namen Gottes beginnen. In der Schlacht von Breitenfeld war die Loosung der Kaiserlichen: Jesus Maria. Auf Gustav Adolphs Fahnen las man hingegen die Worte: Gustavus Adolphus rex Fidei Evange-

licae Defensor, und an den Standarten: Si Deus pro nobis quis contra nos? Freilich tönt aber auch in unseren Zeiten, bei jedem Kriege, wie er auch dem Friede gebietenden Christenthume entgegen handeln mag, das Tedeum.

Etliche Wochen nach der Einnahme von Landsberg, saß Frau von Wendburg — so nannte sie nun sich wieder — einsam auf ihrem Gemach, und hielt ein Evangelienbuch in Händen. Da hörte sie draußen nach sich fragen, und schloß das mit Haken versehene Buch.

Die Thür ging auf, ein junger Mensch, mit dem Baierschen Feldzeichen angethan, und am ganzen Leibe zitternd, trat ein, und warf sich dann ihr zu Füßen.

Die erschrockene Dame fuhr auf, faßte ihn ins Auge, und rief, die Hände über den Kopf zusammenschlagend: Ist es Dein Geist, Wilhelm, kömmst Du aus den Wohnungen der Seligen?

Der junge Mensch wimmerte, Frau von Wendburg sollte ihm nicht auch einen Fluch geben, wie er ihn schon von seinem Vater empfangen hätte.

Sie hatte des Seltsamen viel erschaut, doch nicht konnte sie wahr halten, daß Wilhelm lebe. Hatte sie ihn nicht verbrannt gefunden, und begraben? Erscheinung, rief sie, ich beschwöre dich um Gottes willen, weiche von mir! Nicht bin ich stark genug, das zu sehn.

Der junge Mensch umfaßte ihre Knie, und wiederholte das vorige Flehn. Die gefühlte Berührung schauderte die Mutter noch mehr an. Das konnte ein Geist nicht. Wilhelms bekannte Stimme, seine Züge, nur länger gewachsen zum Mann, der noch damals mehr Knabe als Jüngling war. O Himmel, was soll ich denken? rief sie, in den Stuhl zurück fallend.

Wilhelm fing wieder an. Ich bin Offi-

zier des Churfürsten von Baiern, lag mit in Landsberg zur Besatzung. Wir vertheidigten uns tapfer gegen die Schweden. Endlich drangen sie stürmend ein, und metzelten über dreihundert Mann nieder. Da ich auch meinen Tod erwartete, nahm ich den Rosenkranz in die Hand.

Den Rosenkranz? schrie Frau von Wendburg, noch bleicher als zuvor.

Jener fuhr fort: Doch empfing der Ueberrest Quartier, mit dem Beding, unter die schwedischen Fahnen gesteckt zu werden. Man rief laut nach dem Obersten Wendburg. Ich staunte. Bald kam der Mann, denn zu seinem Regimente sollten die Gefangenen. Ich erkannte meinen Vater, und warf mich voll Ehrfurcht und Freude vor ihm nieder. Eben wollte er mich an die Brust winden, da sah er den Rosenkranz in meiner Hand. Seine Zärtlichkeit kehrte sich plötzlich in flammende Wuth um, er zog den Degen, mich zu durch-

bohren. Ein Offizier hielt ihm den Arm. Der Vater rief den gräßlichsten Fluch über mich aus, doch mein Beschützer ließ ihn nicht zu mir. Dieser brachte mich in Sicherheit, versah mich den andern Tag mit einem Paß, und sagte: Geh nach Augsburg, dort wirst Du Deine Mutter finden. Ich konnte nicht glauben, daß die Mutter lebe, doch flog ich hieher. O Mutter, ich flehe zu Euch um aller Heiligen und Märtirer willen, versöhnt mich mit dem Vater.

Was hab ich mit den Heiligen und Märtirern zu schaffen, entgegnete Frau von Wendburg rauh. Du bist mein Sohn nicht, weiche von hinnen!

Der Sohn wand sich im Staub. Mütterliche Zärtlichkeit gewann es einen Augenblick über den Fanatismus. Sie fragte: Und Du bist vom Glauben abgefallen?

Er antwortete: Nein, zum rechten übergegangen.

Du willst aber nun doch, fragte sie abermal, wieder ein Lutheraner werden?

O nein, antwortete Wilhelm, nur im Schoos der alleinseligmachenden Kirche ist Heil.

So scheide Ungeheuer, rief die Mutter zornig.

Der Sohn weinte, und schlich nach der Thür.

Jene rief ihn zurück. Laß mich noch hören, wie es zuging, daß Gottes Langmuth den Sünder an jenem schrecklichen Tage zu Wendburg erhielt.

Der Sohn war bereit, ihr seine Begebenheiten zu erzählen. Sie wollte sie hören, und dabei denken, ein Fremder spreche zu ihrem Ohr. Wilhelm mußte sich setzen, und fing an:

Ihr wisset, theure Mutter, daß sich Dänen und Braunschweiger auf dem Schlosse Wendburg gegen die Kaiserlichen vertheidigten.

Ich nahm auch eine Waffe zur Hand, und stellte mich in die Reihen. Wir sahn uns überwältigt, die Feinde hieben ohne Erbarmen alles nieder.

Bereits war mein Arm von einer Lanze durchstochen, ein Morgenstern schwebte mit seinen spitzen Zacken über meinem Haupte, ich befahl Gott die Seele.

Da schlug ein Offizier den Morgenstern zurück. Schonet des Jünglings, rief er, der so hold ist.

Es kostete Mühe, von den wüthenden Soldaten mich zu retten. Dennoch gelang es dem Offizier, der mich durch einen Diener zum Gepäck bringen ließ, wo man hülfreich meine Wunde verband.

Der Offizier kam bald nach, und fragte, wer ich sey? Ich sagte es ihm. Deine Mutter und Schwester sind todt, das Gut liegt in Schutt und Flammen. Bleibe fortan bei mir, ich will für Dich sorgen.

Ich weinte jammernd, nicht auch umgekommen zu seyn, doch mußte ich dem Manne, der mein Leben gerettet hatte, und meiner so gutthätig sich annahm, folgen.

Es war ein baierscher Edelmann, nannte sich Altinger. Ich blieb um ihn, den Feldzug hindurch, er gewann mich immer noch mehr lieb, und ich strebte seine Wohlthat dankend zu vergelten.

Endlich ward ihm ein Bein abgeschossen. Ich pflegte ihn herzlich, trug vielleicht das meiste zu seiner Erhaltung bei.

Er genaß, war aber nun zum Kriege untüchtig, und beschloß in die Heimath zu kehren. Ich folgte ihm nach seinem Vatererbe unweit München.

Altinger hatte weder Sohn noch Tochter. Seine Frau war im ersten Kindbette zusammt einem Knaben gestorben. Er hatte beschlossen, sich nie wieder zu vermählen, war in den Krieg gegangen. Das Guth verwaltete in-

dessen seine Schwester Brigitte von Altinger.

Diese Schwester war einst in München, durch einen Offizier, Namens Urban, verführt worden. Er hatte dann sie treulos geflohn, und, des Bruders Rache fürchtend, sich aus dem Lande gemacht. Die Unglückliche brachte eine Tochter zur Welt, die sie Stephanie nannte.

Stephanie zählte etwa vierzehn Jahre, als ich in Baiern ankam, ich siebzehn. Sie war schön wie das Licht der Frühlingssonne, wie die Lilien im Mai, wie die Rosen im Junius. Eine edlere Gestalt, ein zarteres Wangenroth, aus Pfirsichblüthen und Purpur gemengt, einen so weißen Arm, ein so schwarzes glänzendes Haar schaute ich nimmer. Sie war Brigittens Trost durch ihre Frömmigkeit, denn täglich lag sie vor dem Cruzifix, und stand jedesmal heiliger und reiner auf.

Da ich mehrere Jahre neben Stephanien

hinbrachte, sah ich diese liebliche Schönheit immer anmuthiger sich entfalten. Sie hatte viel Güte für mich, denn Altinger sagte oft: er habe sich, mein Leben bergend, einen Retter des seinigen erzogen, da er ohne meine Hülfe gewiß im Kriegsspital würde umgekommen seyn. Stephanie hing mit kindlichem Gefühl an dem Oheim, und so glaubte sie auch mir Dank abtragen zu müssen. Nur wenn die Rede darauf kam, daß ich ein Protestant sey, wandte sie die zauberischen Blicke eilig von mir, denn man hatte sie die Ketzer verabscheuen gelehrt. Altinger zeigte sich nicht so strenge. Er sagte: Ich habe unter den Lutheranern der Redlichen und Wackeren viele gesehn, Jeder glaubt, wie es seiner Kindheit eingepflanzt wurde.

Was mich anlangt, so hatte das Mädchen gleich beim ersten Erschauen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und die Zeit erhöhte ihn mächtig. Ich war ihr die allmäh-

lige Beruhigung meiner Seele schuldig. Denn im Anfang konnte ich immer noch des Jammerns kein Ende finden, den Vater in der Schlacht von Wimpfen, und Mutter und Schwester in den Flammen zu Wendburg verloren zu haben. Stephanie goß mit himmelvollen Worten Balsam des Trostes in meine Brust. Sie sprach so viel von nothwendiger Fügung in die Rathschlüsse des Ewigen, der Kürze des Lebens hienieden, und dem Wiederfinden der Lieben in einer besseren Welt, daß ich den unmäßigen Gram schelten, und Fassung Tugend nennen mußte.

Ich lebte übrigens wie ein Sohn des Hauses, Altinger bewies sich wie ein Vater, Brigitte wie eine Mutter zu mir; von Stephanien durfte ich vermuthen, sie würde mich gewiß lieben, wenn ich kein Protestant wäre. Da ich sie einmal kühn darum fragte, gestand sie es mir ohne Hehl erröthend ein.

Gott, es war mir nicht um die irdische

Aussicht, das Mädchen einmal zu heirathen, und nach Altingers Tode seine Herrschaft zu erben, Stephaniens Liebe aber dünkte mir schon ein Himmel im Erdenthal. Ich wünschte heimlich: Ach möcht' ich doch ein Katholik geboren seyn, dann wüßte ich nichts von Luthers Lehre, und mein Irrthum könnte mir oben nicht zugerechnet werden.

Ich verschwieg auch Stephanien nicht, was ich heimlich wünschte, nicht konnte ich dem schönen Mägdlein das Herz verbergen.

Oft schon hatte sie versucht, mich die Vorzüge der alten ächten Religion, gegen die neuentstandnen Sekten erkennen zu lassen. Ich hatte Mühe, den Ueberzeugungen, welche so holde Lippen aussprachen, zu widerstehn. Worin, sagte sie, ist die apostolische Kirche von der Eurigen unterschieden? An Gott, den Heiland und den heiligen Geist glauben wir Alle. Wir bringen uns aber den Glauben, die Liebe näher ans Herz, halten sie uns

so lebendig als möglich vor der Seele, darum hängen wir Gebilde in den Tempeln auf, die Ihr nicht achtet, weil Ihr im Ernst zum Guten lauer seyd. Wir achten und ehren die Mutter des göttlichen Heilandes hoch, das sollen doch wohl Menschen thun, da er selbst das Beispiel gab, Ihr vergesset sie schier, und büßet dadurch viel selige Andacht und Erhebung des Gemüthes ein. Wir ehren die heiligen Helden, die einst für die Religion bluteten. Soll ihnen nicht geschehn, was einem Alexander oder Cäsar wird, die nur tapfer um eitlen Ruhm waren, und verwüsteten, wo jene segnen und beglücken wollten. Ihr löscht das Andenken der Märtirer aus, weil Euer Sinn nicht zum Großen und Herrlichen empor zu fliegen weiß.

Ich bekenne, oft in Verlegenheit gerathen zu seyn, wenn Stephanie, den Himmel im Auge, so sprach. Dennoch stellte ich ihr entgegen, was man als Vorzüge des Lutherthums

meiner Kindheit gepriesen hatte. Wir entfernen uns von dem, was klärlich Aberglaube ist, sagte ich, so brauchen wir Gottes edles Geschenk, die Vernunft, mehr denn Ihr.

O diese arme Vernunft, antwortete Stephanie. Wohl langt sie aus, ihr mattes Licht auf Erdendinge zu streuen, doch über Grab und Sterne, was leuchtet dorthin? der Glaube. Demungeachtet untersagt das apostolische Bekenntniß keineswegs die Vernunftanwendung. Auch manches ist da aufgenommen, ich gestehe es gern, das unmündige Volk zu lenken. Doch bloß zum Guten. Wenn die Religion auch auf Erden so dem bürgerlichen Gesetz beispringt, desto herrlicher. Wer volljährig am Geist, nicht des Gängelbandes nöthig hat, wird leicht unterscheiden, auch nicht den Mißbrauch übersehn, der wohl da und dort einschlich. Er dringe zum innern großen Sinn der Heiligung empor. Ihr aber, die Ihr nur klügeln wollt, wendet Euch davon,

geht zum Zweifel, zum vollen Unglauben allmählig über. Das ist wenigstens von Euren Enkeln zu besorgen, die es aber auf den kalten Höhen zu einsam finden, wieder in das blumige Thal des Glaubens kehren werden. Und welcher Triumph für die alleinseligmachende Religion, wenn die scharfsinnigsten Zweifler sie Jahrhunderte bekriegt haben, und sie dennoch fester als je steht.

Ich sagte Stephanien, daß ich es grausam absprechend fände, wenn die Katholiken ihre Religion die alleinseligmachende nennten. Denn warum sollte nicht der Lutheraner, der Calvinist, der Wiedertäufer, der Grieche, durch Tugend auch die Seligkeit gewinnen können. Wäre es ihre Schuld, als solche geboren zu seyn? Ließe sich von Gottes Barmherzigkeit denken, er würde Geister schaffen, deren Bestimmung schon vor ihrem Werden, unschuldig zu leidende ewige Qual sey?

Fern von mir, sagte Stephanie mit edler

Hitze, so ein Gedanke. Wie kann ich irgend ein Leben nothwendig verdammt halten, wie zweifeln wollen, Tugend, die göttliche, könne auf tausend Pfaden ihrem Urquell nahn! Ein alleinseligmachender Glaube ist der unsrige auf Erden, weil er da, in der Tiefe hienieden, schon mit den siegendsten, über allen Zweifel erhabenen Ueberzeugungen durchdringt, die meiste Kraft zur Tugend giebt, wenn Andere, neben ihrer Pflicht, doch nur im Glauben frösteln, und matt dastehn.

Ich sprach von Päbsten, die mit der heiligen Sache weltliche Eitelkeit getrieben, sie die Menschen zu berücken angewandt hätten.

Stephanie fiel mir ins Wort: Allerdings gab es schon gottlose Priester. Was gehn sie den Tugendhaften an. Von dem ist hier allein die Rede.

Dergleichen Unterhaltungen gab es oft zwischen uns. Betrachtete ich die Hauptsätze in Stephaniens Glauben, über Gottheit, Tu-

gend und Leben nach dem Tode, so fand ich, daß ich mit ihr ja vollkommen einverstanden wäre. Zeigte sie mir den Katholizismus als ein Streben, sich von diesen Wahrheiten so mächtig, als nur das Gemüth es zugiebt, durchdringen zu lassen, so sah ich nicht mehr ein, wo ich ein so heiliges Streben mit Tadel angreifen sollte.

Eines Tages nahm sie mich mit in die Messe. Die erhabne Versinnlichung des Opfertodes, den ein Weltheiland starb, riß mich zu niegefühlter Bewegung hin. Stephanie lag vor einem Marmorbilde. Sie schien selbst eine Heilige. Dieser Heiligen gehören, fromm an ihrer Seite, vom Himmel der Tugend umgeben, der Unsterblichkeit entgegen zu wandeln, schien mir das Höchste, was die Unendlichkeit darzubieten hat — ich trat zum apostolischen Bekenntniß.

So hast Du Vater und Mutter geflucht, sagte Frau von Wendburg mehr leise als laut,

und setzte mit heißen Thränen hinzu: Billig wenn Dein Vater Dir vergalt — ich — hier schloß sie ihn in die Arme — vermag es nicht.

Wilhelm entgegnete: Ich wähnte Vater und Mutter todt, von ihnen war nicht die Rede.

Also nicht? doch nicht? rief die Mutter, und drückte ihn fester an die Brust. Ende Deine Erzählung.

Noch wenig hab ich zu melden, fuhr der Sohn fort. Ich wurde mit Stephanien versprochen, da aber bald darnach Gustav Adolph ins Land kam, sagte Altinger: Es ist jetzt nicht Zeit, an Vermählungen zu denken. Nimm erst das Schwerdt, und hilf die Feinde aus Baiern schlagen, Du schirmst Braut und Erbe.

Sie flohen nach Tirol, das Gut ward geplündert, ich Offizier. Ich half unter Wallenstein die Schweden bei Nürnberg vertrei-

ben, sie fielen nun abermal ins Land. Mit Schrecken denk' ich an Stephanien, sie ist wieder zurückgekommen. Ich sollte gezwungen dem Schweden dienen. Nein, ich vermag es nicht, kann auch nicht wieder zum Lutherthum, ein Wankelmüthiger, der mit dem Heiligsten spielt, treten. Ehe sterben. Vater und Mutter aber ehre ich mein Lebelang.

Frau von Wendburg rief: Bleibe Katholik, geh und beschütze die Braut. Ich eile zum Vater, muß euch versöhnen.

Beide reiseten von Augsburg ab, Frau von Wendburg nach Landsberg, ihr Sohn nach Altingers Herrschaft. Beide erwarteten gräßliche Schicksale.

Jene war glücklich in Landsberg angelangt. Sie erkundigte sich nach ihres Mannes Wohnung, und begab sich zur Stelle dahin. Als sie die Thür des Zimmers öffnete, stand ihr Mann neben einem anderen Offizier

am Tisch. Beide hatten eine Karte vor sich liegen, und blickten sich um.

Meine Frau, schrie der zweite Offizier, meine todtgeglaubte Frau!

Seeholm lag in ihren Armen.

Wendburg zog den Degen. Wer darf sich das unterstehn, rief er. Meine Ehre ist beleidigt. Zieht, oder ich stoße Euch so nieder.

Wie hätte die unglückliche Frau Worte finden können, die Ergrimmten zu verständigen. Seeholm zog auch, die Klingen schwirrten, man ging wüthend aufeinander ein, nach einer Minute lag Wendburg im Blute schwimmend.

Nun bedeuteten die Kämpfer sich, und der tödlich Verwundete gab den Geist auf.

Seeholm rief: Auf ewig muß ich vor Deinen Augen entfliehn, und eilte davon. Er hatte sich zu Magdeburg in die Elbe geworfen und schwimmend gerettet. Von seiner Gattin war späterhin nichts zu erforschen ge-

wesen, er hatte vermuthet, sie würde die Domkirche nicht mehr erreicht, und gleich den übrigen unglücklichen Einwohnern ihr Ende gefunden haben.

Frau von Wendburg also war gekommen, des Gatten Tod zu veranlassen, und hatte ihn nun zu begraben.

Sie that es, dachte aber, auf immer nun der Welt zu entsagen. Des Sohnes Erzählung hatte auch sie für den katholischen Glauben viel gewonnen, jetzt überlegte sie, daß Unglückliche im Uebermaaß nirgend eine so tröstende Zuflucht finden, als in heiligen Mauern.

Sie machte sich auf den Weg zu ihrem Sohn, mit ihm ihren Uebertritt und die Aufnahme in einem Kloster zu verabreden.

Vor dem Dorfe erkundigte sie sich bei einem Landmanne nach dem Herrn von Wendburg und Stephanien. Das Fräulein, sagte

der Mann, hat ihren Vater ermordet, und Herr von Wendburg wird Capuziner.

Als die Mutter auf dem Edelhofe anlangte, stand ein offner Sarg im Hause. Ein Leichnam, in schwedische Uniform gekleidet, lag darin. Brigitte und Stephanie knieten zur Seite.

Hilf Himmel, schrie die Eintretende, ist das nicht Conrad von Wendburg? Urban war sein Name, antwortete Brigitte düster. Nein, nein, meines Gemahls Bruder, rief Jene.

Sie hatte Recht. Vor vielen Jahren führte der landstreicherische Wüstling den angenommenen Namen Urban. Zuletzt war er in schwedische Dienste getreten, und vor drei Tagen mit einem Schwarm von Plünderern nach Altingers Herrschaft gekommen. Unbarmherzig hatte er gehaus't, und Stephanien, die

sich in einem Keller versteckt, gefunden. Von des Mädchens Schönheit lüstern gemacht, fühlt er Gier, und will durch rohe Gewalt seine Absicht erringen. Stephanie vertheidigt ihre Unschuld mit dem Grimm einer Tiegerin, reißt ihm das eigne Schwerdt von der Seite, und ersticht den Schandbuben.

In dem Augenblick tritt Brigitte herein, und schreit: Du hast Deinen Vater gemordet. Dieser war mein Verführer.

Altinger wurde von den Soldaten aus Rache getödtet, dann kamen andere Schweden, von einem edelmüthigen Offizier angeführt, und trieben die Unholde weg.

Den Tag darauf kam Wilhelm von Wendburg an, der die Schreckensgeschichte hörte, aber seinen Oheim nie gesehn hatte, folglich auch nicht kannte.

Stephanie, die edelsinnige Vatermörderin,

Brigitte und Frau von Wendburg ließen sich als barmherzige Schwestern einkleiden, Wilhelm ging unter die Barfüßermönche. Das Gut in Baiern wurde der frommen Stiftung vermacht, das wüste Wendburg fiel Cuno's Tochter anheim.

Zama,

die schöne Kosakin.

Erster Brief.

Liebe Tante!

Sie verlangen Neuigkeiten. Gut, ich warte Ihnen mit einer recht seltsamen auf. Nun, was soll ich denn hören? Wieder etwas von der Schlacht bei Zorndorf? Getroffen, von der Schlacht bei Zorndorf, dem Dorfe, das einen bedeutenden Namen führt, weil der Kriegsgott dort Zorn genug übte. Aber nichts von dem wilden Blutvergießen, nicht von den Grausamkeiten, dem Rauben und Wüthen der Asiaten, von einem romanhaften Abentheuer soll meine Tante hören, und zugestehn, daß Amor, der so gern überall sich eindrängt, auch an Bellonens Hand oft die Sterblichen be-

sucht. Lesen Sie nur den inliegenden Brief, den ich so eben empfangen habe.

Theure Schwester!

„Noch bin ich am Leben, wie nahe ich auch im letzten Treffen dem Tode kam. Mehrere Wunden bedeckten mich. Doch nenn' ich sie frohe Denkmale meiner Pflichten gegen das Vaterland, gegen meinen großen König. Ich würde sie nicht um hohen Preis verkaufen. So muß der Krieger denken, und er fühlt die Schmerzen nicht. Ich aber segne noch doppelt, was mir bei Zorndorf widerfuhr, der so wunderbaren Folgen willen."

„Einige Wunden also, darunter ein Streifschuß am linken Arm, und einer durch den hohlen Leib neben meiner rechten Hüfte, die vornehmsten waren, nöthigten mich, das Kampffeld zu verlassen. Wie hatte es mich schaudernd ergriffen, meine Brüder, gleich abgemähten Halmen, dahin fallen zu sehn. Mit

einem Herzen, das, gleich meinen Wunden, blutete, ging ich von dannen."

„Ganz spät kam ich nach dem uns angewiesenen Sammelplatz, diesseit des Kanals, wo ich meinen ersten Verband erhielt. Den anderen Tag wurde ich aber nach N*** gebracht. Hier fand ich ein geräumiges Lazareth, das mit jedem Augenblick sich mehr anfüllte, und wo die Schrecken, die Wehklagen auch dem härtesten Gemüth würden Erbarmen abgenöthigt haben."

„Am dritten Tage nach der Schlacht war es beinahe unmöglich, noch Jemand hier unterzubringen, dennoch langte gegen Abend noch ein, dem Ansehen nach schon halb todter russischer Offizier von den leichten Truppen an, und wurde auf mein Zimmer gebracht. Seine Erschöpfung gestattete ihm nicht, ein Wort zu reden, und wie die Aerzte um ihn Sorge trugen, schien er nicht zu empfinden, was mit ihm vorging. Eine Ohnmacht folgte der an-

deren, bis er, nach Verlauf mehrerer Stunden, einige Merkmale eines geringen Lebens von sich gab."

„Meine guten Kräfte ließen mich eine baldige Genesung hoffen, ich konnte umhergehn, und suchte deshalb bald diesem bald jenem Unglücksgefährten beizustehn. Besonders aber empfand ich einen geheimen Zug, der mich nöthigte, dem jungen Kosakenoffizier so viele Hülfe zu bringen, als ich vermochte. Ich flößte ihm Herzstärkungen ein, verschaffte ihm alle Bequemlichkeiten, die zu erlangen waren. Er öffnete bisweilen die Augen, sah mich mit dankbaren Blicken an, endlich ergriff er meine Hand, um sie zum Munde zu führen, was ich nicht duldete. Noch immer glaubte ich, weil er seinen Mund noch nicht aufgethan hatte, er verstehe unsere Sprache nicht. Zu meinem freudigen Erstaunen aber redete er mich bald darauf teutsch an. Großmüthiger Unbekannte, stammelte er, lassen Sie — las-

sen Sie — so mich danken. Hier zog er meine Hand abermal nach seiner Lippe."

„Ich ließ es geschehn, doch nur, damit nicht der Verwundete sich schaden sollte, indem er sich zu reden mühte. Ich legte meine Hand auf seinen Mund, bat ihn liebreich, sich zu schonen. Das mußte ohnehin geschehn, weil ihn gleich eine neue Ohnmacht anwandelte. War ich vorher besorgt um ihn, so fühlte ich jetzt eine noch lebhaftere Zuneigung. Ich wollte ihm Stärkungen herbeischaffen, und wagte es wieder nicht, sein Lager zu verlassen."

„Die Anstalten mögen in solchen Fällen seyn, wie sie wollen, viel Mangelhaftes wird dabei immer bestehn. Wir empfanden das auch, welche Befehle der Menschlichkeit auch der Sieger von Zorndorf gegeben, welche hohe Summen er auch zum Behuf der Feldlazarethe angewiesen hatte. Es sollte hier aber Tausenden Hülfe gebracht werden, und zu

ihnen konnte die Anzahl der Heilkundigen immer in keinem angemessenen Verhältniß stehn.“

„Nach einer Stunde kam der liebe C***, als der geschickteste von unsern Oberwundärzten bekannt. Noch hatte er den Fremdling und seine Wunden nicht in Augenschein nehmen können. Er brachte ihn von seiner Ohnmacht zu sich selbst, untersuchte hierauf den ganzen Zustand. Er versicherte mich, daß, wie bedeutend auch die Verwundung sey, alles noch gut ablaufen könne, wenn sich der Offizier aller störenden Gemüthsbewegungen enthielt, und ich mich fernerhin seiner freundlich annehmen würde. Dann besah er auch meinen Arm und meine Hüfte, und pries mich glücklich, noch so leicht davongekommen zu seyn.“

„In Wahrheit, ich befand mich täglich besser, und es hatte auch das Ansehn, mein Kosakenoffizier eile der Genesung entgegen. Eine einzige Wunde am Haupte nur ließ noch

Bedenklichkeiten übrig. Vielleicht aber hätte es auch mit dieser einen erwünschten Ausgang genommen, wäre nicht die Heilung durch einen ganz besonderen Umstand rückgängig gemacht worden."

„Eines Tages sagte ihm Herr C*** während dem Verbinden: Wollte der Himmel, alle gefangene Verwundete befänden sich, wie Sie, neben Kameraden, die ihnen beistehen könnten, und es mit dem redlichen Eifer thäten, den Herr von M*** zeigt. Es sind der Aerzte zu wenige; immer Jemanden um sich zu haben, der schnellen Beistand zu leisten vermag, ist unschätzbar. Vorzüglich thut mir ein junger Kosak leid, der in einem nahen Saale untergebracht ist. Seine Wunde ist nicht von Belang, demungeachtet wird er von Tage zu Tage mehr krank und schwach. Er hat so liebreiche und angenehme Gesichtzüge, daß ich nie ohne Bewegung von ihm gehe. Aber ich kann nicht stets bei ihm seyn, und

fürchte, er geht, aus Mangel an besserer Pflege, verloren."

„Aufmerksam hörte ich zu, und sagte, als Herr C*** geendet hatte: ich trüge nicht allein ein Verlangen, den jungen Mann zu sehn, sondern würde ihm auch gerne dienen, so weit es meine Kräfte gestatteten. Bringen Sie ihn hieher, fuhr ich fort, doch lassen Sie uns erst meinen älteren Unglücksgefährten fragen, ob auch er es zufrieden seyn mag."

„Und warum sollte er etwas dagegen einwenden, rief Herr C***. Der Jüngling ist ja sein Landsmann, und von der nehmlichen Waffe, der nehmlichen Uniform."

„Mein Kosakenoffizier, der nun schon einigermaaßen zum Gebrauch seiner Sprache gelangt war, fing an: Von der nehmlichen Uniform? — Jung? Schön? — Gott — wenn — wenn — —"

„Er schwieg, zeigte aber eine zugleich freudige und unruhige Lebhaftigkeit in seinen

Blicken und Mienen, so daß ich urtheilte, er vermuthe irgend einen Freund in der beschriebenen Person.“

„Herr C*** war gleich bereit, meine Bitte zu erfüllen, hielt aber dabei Vorsicht nöthig. Ist der junge Mann sein Freund, sagte er, so kann ein plötzliches Zusammenbringen mit demselben nachtheilige Wirkungen auf seine Schwäche hervorbringen. Bereiten Sie ihn einstweilen vor.“

„Erst in der nächsten Dämmerung wurde der junge Kosak gebracht. Ich räumte ihm meine Lagerstatt ein. Man hörte kein Wort von ihm, doch entfloh seinen Lippen manch wehmüthiges Seufzen. Der Wundarzt sprach: Es muß irgend ein Schmerz in seinem Gemüth wohnen, körperliche Leiden sind es nicht, die ihn so bewegen.“

„Er hatte absichtlich kein Licht bringen lassen, und entfernte sich. Ich fragte nun meinen neuen Schlafgesellen, ob er etwas be-

nöthigt sey? Nur Ruhe wünsch ich, gab er leis in teutscher Sprache zur Antwort. So ruhen Sie denn, entgegnete ich, mit Ihrer Erlaubniß werde ich neben Ihnen Platz nehmen.“

„Noch ging ich zu meinem alten Kameraden, zu fragen: ob ich ihm noch einen Dienst leisten könne. Er war jedoch sanft eingeschlafen, und ich weit entfernt, ihn zu wecken.“

„Ich dehnte mich auf das Stroh hin, aber kein Schlaf sank die ganze Nacht hindurch auf mein Auge. Zum Theil verjagte ihn die Besorgniß, meine Gefährten würden Hülfe nöthig haben, zum Theil aber klang mir in dem Seufzen, und hernach in dem schlummerndem Athmen des jungen Kosaken etwas so wunderbar zu — ich hätte es eine Melodie nennen mögen. Genug, ich fühlte mich tief bewegt, seltsame Bilder und Ahnungen umgaukelten mich, und konnte ich ihren Grund nicht angeben, so machte es mich doch froh, die Seele ihnen hinzugeben.“

„Als der Tag angebrochen war, konnte ich erst die Gesichtzüge meines neuen Kameraden wahrnehmen. O Himmel, welche liebliche Anmuth war über diese bleichen Wangen ausgebreitet. Ein bezaubernder Einklang sprach aus allen Theilen des regelmäßigen, von lichtbraunen, natürlich gelockten Haaren beschatteten Kopfes. Die feine Haut, an der sich noch keine Spuren eines Bartes zeigten, ließ höchstens auf ein Alter von siebzehn Jahren schließen. Eine sanfte Trauer wohnte um den niedlichen Mund, wechselte aber im Schlafe bisweilen mit einem heitern Lächeln ab, als wenn eben angenehme Träume am Innern der Seele vorüberzögen. Nicht wunderte mich noch Herrn C***s lebhafte Theilnahme an ihn, die Gestalt des Jünglings mußte auch rohe Herzen einnehmen."

„Ich versank bei diesem Anblick in mannichfache Betrachtungen. Wenige Tage zuvor war er, für den ich jetzt so mitleidige Sorge

trug, der mich mit einer schnellen süßen Zuneigung füllte, die jene, für den alten Leidgefährten weit übertraf, noch mein Feind gewesen. An dem blutigen Tage bei Zorndorf, im wilden Schlachtgetümmel, dürfte ich seiner nicht geschont haben, so wenig als er mich. Vielleicht hätte ich dahin, wo er sich eben befand, durch meine Leute Kugeln senden lassen. Ja, es lag im Gebiete der Möglichkeit, daß er seine Wunde aus einem der Feuerröhre meiner damals angeführten Soldaten empfangen hatte. Ich stellte mir diese Möglichkeit um desto lebendiger vor, weil es in der That oft geschehen war, daß ich auf einzelne Kosakenhaufen Feuer hatte geben lassen. Und nun hausete ich so friedlich neben dem Gefangenen, war so besorgt um seinen Zustand, daß ich dem eigenen Bruder nicht willfähriger meine Hülfe hätte bringen können. Seltsam walten die Kriegsschicksale."

„Der Oberwundarzt störte meine Betrach-

tungen.

tungen. Bei seinem Eintritt wachte zugleich der ältere Offizier auf, und fragte schnell nach dem Gefangenen, von dem er gestern hatte reden hören. Ich sagte ihm, wie er sich auf unserm Gemach befände."

„Stirnsee — o mein Stirnsee! — Mit diesem Ausruf unterbrach mich der neue Ankömmling. Er war auch erwacht, und hatte die Stimme meines vorigen Kameraden gehört."

„Zama — schrie dieser, und sank gleich darauf in eine tiefe Ohnmacht. Verwundert blickten Herr C*** und ich einander an. Unsere Bestürzung mehrte sich, als der mit dem Namen Zama gerufene junge Mensch eilig aufsprang und sich über den andern hinwarf, den er todt glaubte. Bei dieser Berührung, in der gleichsam ein Zauber zu wirken schien, kam aber Stirnsee gleich wieder zu sich, erhob sich mit Heftigkeit, und wand den Anderen in seine glühende Arme. Unglücklicher=

weise ging in dieser stürmischen Bewegung der Verband an seinem Kopfe los, und, da ohnehin dieser Auftritt eine so starke Wallung veranlaßt hatte, so folgte gleich eine höchst gefährliche Blutung.“

„Herr C*** war um so weniger im Stande, sie schnell zu hemmen, als die beiden Russen gar nicht voneinander zu bringen waren. Fest hielten sie sich umschlungen; nur als wir erst noch einen Krankenwärter gerufen hatten, gelang es, den jungen Kosaken wieder auf sein Lager zu bringen.“

„Verwünscht, rief Herr C***, den Zustand des Offiziers untersuchend, verwünscht sey mein Einfall! Hätte ich doch Jeden an der alten Stelle gelassen! Wie gefährlich wird Beiden die so unmäßige Gemüthsbewegung seyn. Bei dem stärker Verwundeten gebe ich vollend alle Hoffnung auf, nachdem er um so viel Blut gekommen ist.“

„Herr C*** legte den Verband sorgfältig

wieder um. Einen fürchterlichen Anblick gewährte Stirnsee, dem sein Gesicht überall mit Blut bedeckt war. Auch traf ihn bald eine neue Ohnmacht, die fast alle Zeichen des Lebens entfernte."

„Sein junger Freund, der immer wieder zu ihm wollte, mußte durch den Krankenwärter mit Gewalt auf seinem Lager zurückgehalten werden. Stirnsee ist todt, rief er, so will ich auch nicht mehr leben."

„Ich eilte zu ihm, und bemerkte einen Blutstrom, der über seine weiße Hand floß. Er hat den Verband von seiner Wunde gerissen, schrie der Krankenwärter, ich konnte es nicht hindern. Eilig beschloß ich nun, ihn wieder umzulegen, da Herr C*** noch immer mit Stirnsee beschäftigt war."

„Die Wunde befand sich nahe an der Schulter, es war ein Säbelhieb. Um schnell dazu zu kommen, zog ich, wie sich auch der

junge Mensch sträuben mochte, das ganze Kleid herunter.“

„O Himmel, was mußte ich erblicken! Ein Mädchen sank mir, vor Schaam und altem Kummer, plötzlich ohne Besinnung in den Arm.“

„Herr C*** sprang herbei. Wohl habe ich es geahnt, rief er, doch überzeugt war ich noch nicht.“

„Ich hatte Mühe, selbst mich zu erholen. Dann sagte ich: Habe es mit dieser Verkleidung eine Bewandniß, wie es immer wolle, Ehrfurcht sind wir dem Unglück wie dem Geschlecht schuldig.“

„Der Oberwundarzt theilte meine Meinung vollkommen, und legte seine Binden wieder um die Schulter.“

„Stirnsee, der endlich wieder zu sich kam, und unser Gespräch über Zama hörte, winkte mich zu sich. Mit schwacher Stimme sagte er: Herr von M***! Sie haben mich, so

lange wir einander kennen, zum Dank verpflichtet. Von einem Manne wie Sie, darf ich auch hoffen, daß er Zama's Ehre beschützen werde. Ihnen den ganzen Zusammenhang ihres Geheimnisses mitzutheilen, erlauben meine Kräfte nicht. —"

„Ich betheuerte ihm bei meinem Ehrenworte, was er nur wünschen konnte."

„Auch nach meinem Tode, fuhr er fort, ich stürbe in Verzweiflung, wenn —"

„Sie werden nicht sterben, Freund, unterbrach ich ihn; Ihre guten Kräfte bürgen dafür, nur mäßigen Sie Ihre ungestümen Empfindungen!"

„Wohl hörte ich, entgegnete er, was Herr C*** selbst sagte. Und mein Gefühl widerspricht ihm nicht. Der Tod sendet mir schon seine Vorboten. Selbst die augenblickliche Kraft, die mir noch so viel zu reden gestattet, weissagt ihn. Doch sterbe ich vergnügt, da ich Zama wiedergesehn habe, und am mei-

sten, wenn ich über ihr Schicksal nicht mehr besorgt seyn darf.“

„Ich will sie zu meiner Schwester bringen, rief ich in großer Bewegung. Sie soll auch meine Schwester seyn!“

„Gestehen muß ich dabei, wie mir das Wort Schwester nicht geläufig über die Zunge ging. Ich weiß selbst nicht, woher ich dabei stockte.“

„Stirnsee erfuhr, was Zama gethan hatte, und verwies es ihr liebreich und doch ernst. Muß ich auch sterben, sagte er, so versprich mir, leben zu wollen.“

„Vor Weinen konnte sie ihm nichts antworten. Herr C*** bestand aber darauf, Beide wieder zu trennen. Nein, rief Stirnsee, die letzte Bitte verweigert sie mir nicht. Laßt mich in Zama's Armen sterben.“

„Ohne Grausamkeit war ihm die Bitte nicht abzuschlagen. Wir ließen Zama in dem Gemach, und ihre Kräfte schienen wunderbar-

lich erhöht, da sie nun selbst zu des Geliebten Pflege sehen durfte. Nichts hat mich, so lange ich lebe, mehr erschüttert, als der Anblick all der Zärtlichkeit und Wehmuth, von welchen Beide durchdrungen waren."

„Stirnsee blieb demungeachtet noch drei Tage in diesem Zustande, nur daß er oft aus Erschöpfung keiner Sprache mächtig war, und oft auch viele Stunden lang in tiefen Schlaf versank. Zama hingegen, wie viel sie auch mit ihm litt, wie heftig sie der Gedanke an eine nahe Trennung bewegte, machte Fortschritte in ihrer Genesung."

„Der Offizier forderte Dinte und Papier, seinen letzten Willen niederzuschreiben. Er zeigte ihn einigen anderen verwundeten russischen gefangenen Offizieren vor, sie mußten ihn, als Zeugen, unterzeichnen. Dann wurde alles versiegelt, und Stirnsee verordnete, man sollte erst vier Wochen nach seinem Tode alles öffnen."

„Dann ließ er einen Geistlichen rufen. Stirnsee war, aus Liefland gebürtig, dem protestantischen Glauben zugethan. Der ehrwürdige L*** aus N*** fand sich bei ihm ein, und betete lange mit ihm. Zama wollte vor Kummer untergehn."

„Immer schwächer stand es nun um ihn. Selten vermochte er einige Worte hervorzubringen. Geschah es, enthielten sie Trost und Ermahnungen an Zama, sich zu schonen. Auch vergaß er nicht, mich zu erinnern, meiner Zusage eingedenk zu seyn. In meinem letzten Willen, deutete er noch mir an, wird sich auch ein an Sie gerichtetes Papier finden."

„Den andern Tag kam der Geistliche wieder. Unter seinem Gebet schlief Stirnsee ruhig und sanft ein. So sterben Tugendhafte, sagte Herr L*** und schloß sein gebrochenes Auge. Herr C***, eben gegenwärtig, zerfloß fast in Thränen, wie oft ihm auch, in seinem Verhältniß, und beim Ausüben sei-

ner Berufspflichten, Sterbende zu Gesicht kommen mußten."

„Wie innig gerührt ich auch war, so blieb mir dennoch keine Zeit zum Weinen. Ich richtete alle meine Sorge auf Zama, von der ich Wahnsinn fürchtete. Drei Tage hindurch konnte Niemand sie dahin bringen, irgend etwas von Nahrungsmitteln zu nehmen, der würdige Geistliche allein, der auch jetzt noch immer erschien, drang endlich mit Gründen der Religion durch, indem er ihr Fassung und Fügung in den Willen der Allmacht als Pflicht einer Christin auflegte."

„Ich ließ den Entseelten standesmäßig beerdigen, und meinen eignen Degen auf seinen Sarg legen. Ihm selbst zur letzten Ruhestatt zu folgen, gestatteten meine Kräfte nicht, und ich wollte eben so wenig von Zama mich entfernen. Denn immer besorgte ich, sie würde einen unbewachten Augenblick nützen, um in

ihrer Verzweiflung das Leben freiwillig zu enden."

„Nach einigen Wochen aber beruhigte sie mich über diese, ihr nicht gehehlte Furcht. Ich will standhaft dulden, was mir Gott sandte, sprach sie, beschützen Sie nur fernerhin meine Ehre, und lassen mein Geschlecht unter den Soldaten nicht ruchtbar werden."

„Sowohl ich, als Herr C*** gaben ihr hierüber die heiligsten Versicherungen, und Niemand anders erfuhr das Geheimniß, jene beim Ausfertigen des letzten Willens anwesende Offiziere ausgenommen. Dies waren aber rechtliche, schon bejahrte Männer, und hatten auch dem Sterbenden ihr Ehrenwort verpfändet, über den eben genannten Umstand ein tiefes Schweigen zu beobachten. Sonst würde mindestens ein sehr lästiges Aufsehn im Feldspitale sowohl, als unter den Truppen der Besatzung, nicht zu vermeiden gewesen seyn."

„Ich ging meiner vollkommnen Heilung nun mit guten Schritten entgegen, bei Zama durfte es aber wohl nicht befremden, daß der so erschütternde Gram die ihrige aufhielt. Sie litt viel an einem heftig erneuten Wundfieber, das sich endlich aber doch, bei den rastlosen Bemühungen des Arztes, linderte.“

„Ich empfand auch eine Art Wundfieber, doch nicht von meinen alten Wunden, nein, von einer neuen, gute Schwester. Nur die zarte Achtung gegen den Todten hielt mich zurück, es mir selbst zu gestehn.“

„Als vier Wochen nach dem Tode des Herrn von Stirnsee entflohen waren, fühlte ich mich — körperlich wenigstens — ganz hergestellt. Herr C*** sagte: dasselbe müßte auch, der Zeit nach, mit Zama der Fall seyn, wenn sie nur mehr Mühe angewandt hätte, die Ruhe in ihre Seele zurückzurufen.“

„Der letzte Wille des Herrn von Stirnsee wurde nun geöffnet. Er vermachte Zama alle

seine, von seiner Mutter in Liefland, ererbten ansehnlichen Güter. Wechselbriefe von Funfzigtausend Rubeln, auf Petersburg gezogen, lagen zugleich bei. Er wies sie daneben an, nach Empfang der Summen Herrn C*** Fünfhundert, Herrn L*** Dreihundert, der Kirche zu N*** Hundert Rubel, und den Unterwundärzten im Lazareth ein beliebiges Geschenk auszuzahlen."

„Ein an mich gerichteter Brief wurde mir eingehändigt. Kaum hatte ich ihn erbrochen, als mir ein Miniaturgemälde in die Augen fiel. O Himmel, Zama's wohlgetroffenes Portrait!"

„Ihnen," hieß es in den beigefügten Worten, „mein edler Freund, vermache ich dies Gemälde, und weiß, es wird Ihnen ein liebes Angedenken seyn. Wie gern wäre ich Ihnen noch mehr dankbar. Sie haben nicht allein mir so treuen Beistand geleistet, auch mich auf dem Todtenbette über Zama beruhigt.

zufrieden konnte ich sterben, weil ich die Ehre meiner Geliebten unter dem Schutz eines Biedermannes zurückließ. Wie gern wäre ich dankbar. Sie wollen Zama's Bruder seyn. Theurer M***, betrogen mich meine letzten Wahrnehmungen nicht, hat Ihnen Zama andere Gefühle aufgeregt, wie eine Schwester. Hätte ich nicht geirrt? Fragen Sie Ihr Herz. Wahrlich, Zama, in der Fremde, in ihrer seltsamen Lage, bedarf eines zärtlichen Beistandes. Und wem könnte ich den Engel lieber gönnen, als Ihnen. Denn kannten wir uns gleich nur kurze Zeit, so habe ich nie für Jemand eine ähnliche Hochachtung empfunden. In dem Billet, was ich an Zama nachlasse, habe ich ihr den nehmlichen Gedanken offenbart. Leben Sie wohl bis zum Wiedersehn in einer besseren Zukunft.

von Stirnsee."

„Wer nennt die Bewegungen, die mit diesem Briefe über mich kamen, wer das Ent-

zücken, unter welchem ich das Gemälde flüchtig betrachtete, und dann an mein Herz, an den Mund riß. Wie ein Schleier sank es mir von den Augen. Stirnsee hat mich errathen, rief ich mir selbst heimlich zu, erst jetzt begreife ich mich selbst klar in all dem Wonnegefühl der höchsten Liebe!"

„Bebend und mit flammenden Wangen sah ich auf Zama hin. Sie weinte vor Rührung über den freigebigen letzten Willen ihres Geliebten, setzte aber hinzu: wie kein Reichthum noch Werth für sie haben könne. Dann erbrach sie das kleine, dem letzten Willen beigefügte Billet, und las. Ich sah schnell ihre Farbe umwandelt. Hochroth, doch sichtbar aus bitterm Unwillen, blickte sie nach mir her, und gewahrte das Porträt. Zornig sprang sie gleich danach auf mich zu. Das Gemälde ist mein, rief sie aus, ich meinte, Stirnsee habe es in der Schlacht verloren. Von mir empfing er es, hatte kein Recht, es in andere

Hände zu geben, ich erbitte mir das Eigenthum zurück.“

„Heftig erschrocken fragte ich: Wollen Sie mir grausam das Vermächtniß des Freundes rauben? Ich widerstrebte umsonst, schon hatte sich Zama des Bildes bemächtigt. Mir war, als hätte ich in dem Augenblick einen Schatz von unermeßlichem Werth verloren.“

„Da ich zu klagen fortfuhr, und in leidenschaftlichen Aufwallungen mich auf den ganzen Inhalt meines Briefes bezog, wurde Zama schneidend kühl, und stieß darauf lebhafte Vorwürfe gegen Stirnsee's Andenken aus. Er hat mich nie geliebt, schrie sie, sonst könnte er nimmer ein solches Vermächtniß niedergeschrieben haben. Behalte auch seine Familie alle Güter, ich verlange sie nicht.“

„Auf diesem Sinn beharrte sie wohl vierzehn Tage, und ich, empfindlich darüber, sprach in dieser Zeit nichts mit ihr, als was unumgänglich nöthig, und daneben sehr gleichgültig

war. Nur erinnerte ich sie, daß sie dem Andenken des Verstorbnen mit weniger Achtung zu begegnen schiene, wenn sie die ihr von ihm vermachten Güter nicht in Empfang nehmen wollte."

„Endlich schien sie ernster über den Umstand nachzudenken, kam eines Tages zu mir heran, ergriff meine Hand, und sagte: Schreiben Sie an Stirnsee's Vater, denn ich vermag es nicht. Machen Sie zugleich, daß ein Theil der Summe von Petersburg in Berlin angewiesen werde, ich muß die Legate meines Geliebten auszahlen. Was Sie betrifft, Herr von M***, so haben Sie zugesagt, für mich wie für eine Schwester zu sorgen, und ich zähle auf die Erfüllung."

„Ich antwortete auf den letzten Punkt nicht, traf sonst aber die von ihr gewünschten Anstalten. Herr C*** meinte, es werde keine Schwierigkeiten finden, gegen Vorzeigung dieser Wechsel sogleich bei einem Kaufmannshause

zu

zu Berlin eine Summe zu heben. Ein Regimentsquartiermeister, sein Freund, der eben nach dieser Hauptstadt reis'te, übernahm den Auftrag, und das Haus G*** nahm keinen Anstand, ihm Tausend Dukaten auszuzahlen, die er nach N*** überbrachte."

„Ich hatte übrigens Herrn C*** alles vertraut, ihm auch Stirnsee's Brief zu lesen gegeben. Er tröstete mich bei meinen Klagen über Zama. Nur Geduld, rief er aus, die Zeit wird schon mit Ihrer Liebe in Bund treten. Zu kurze Zeit liegt Stirnsee erst im Grabe, als daß sich schon das Fräulein zu Ihrer Gunst entschließen könnte. Achten Sie ihren Kummer noch."

„Das that ich redlich; doch weil ich nun, hergestellt, zu meinem Regiment mußte, und der Weg zu Dir, liebe Schwester, der umherschweifenden Feinde willen, noch unsicher war, so brachte ich Zama, in Begleitung des ehrwürdigen Geistlichen, vor der Hand nach F—.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eine Verwandte desselben, an einen dortigen Prediger verheirathet, nahm sie willig bei sich auf. Meinen alten treuen Bedienten ließ ich ihr auch zurück, und beurlaubte mich dann ehrerbietig."

„Wieder beim Regiment angelangt, schwebte Zama's Bild unaufhörlich vor meinen inneren Blicken. Ehedem hatte ich den Krieg mit ehrgeiziger Leidenschaft geliebt, jetzt fühlte ich darüber ganz anders, und viel zu weich, als daß mir alle Schrecknisse und Menschenleiden, die er zu veranlassen pflegt, hätten so gleichgültig bleiben können, wie es dem Soldaten nöthig wird, dafern er nicht in Entsetzen und Trauer über fremde Pein untergehen will. Ich sagte mir auch, daß ich, nachdem ich schon so manches Jahr unter den Waffen zugebracht, und mehr als eine Wunde davon getragen hatte, nachgrade wohl ohne allen Nachtheil für meine Ehre, das Schwerdt mit einem ruhigen Landleben vertauschen, und

auch dort noch dem Staate nützen könne. Diese ganze niegehoffte Sinnesänderung war eine Folge meiner Liebe, und sie nahm mit den Briefen, die ich von Zama erhielt, zu. Denn immer mehr Besorgnisse um mein Schicksal enthielten sie, und ich zog daraus eine gute Vorbedeutung. Endlich schrieb ich ihr: wenn sie meiner heißen Liebe begegnen, und so Stirnsee's letzten Willen nach seinem ganzen Umfange vollstrecken wolle, sey ich gesonnen, im nächsten Winterquartiere meinen Abschied nachzusuchen, wo nicht, dann sollte der Krieg, mehr als je, die willkommenste Beschäftigung seyn, ich hoffte auch dann bald in einer Schlacht meinen Tod zu finden."

„Ihre Antwort langte bald an. In große Verlegenheit hatte mein Schreiben sie gesetzt. Gern wollte sie mich den Gefahren des Krieges entzogen sehn, aus inniger Theilnahme einer Freundin, gab sie vor; doch weil sie mir zugleich das zu N*** weggenommene

Portrait mitsandte, konnte Niemand trunkner von entzückenden Hoffnungen seyn, als ich. In einer Nachschrift sagte sie noch: ehe ein Jahr nach Stirnsee's Tode verflossen sey, sollte ich, bei ihrem ewigen Zorn, eine gewisse Saite nicht mehr berühren."

„Nun, dies Trauerjahr kann ich der Zartfühlenden wohl zugestehn. Uebrigens sind unsre Winterquartiere nunmehr bezogen, und ich werde sogleich um meine Entlassung bitten. Erfolgt sie, kömmt — es versteht sich, mit Zama, da nun die Wege frei sind — zu Dir

Dein Dich ewig liebender Bruder

Carl von M***."

Was sagen Sie, liebe Tante, zu diesem Briefe? Nicht wahr, Sie fühlen ein Verlangen, wie ich, Zama kennen zu lernen? Nun, ich hoffe ja, es wird in Erfüllung ge-

hen. Sobald ich selbst mehr erfahre, meldet es Ihnen

Ihre gehorsame Nichte
Wilhelmine von M***.

Zweiter Brief.

Liebe Tante.

„Zama ist angelangt, sie und mein Bruder. Er hat den erbetenen Abschied empfangen. O wie hab ich mich zu der Bekanntschaft des schönen Kosaken gefreut. Denn auf vieles Bitten meines Bruders hatte sie die alte donische Kriegerkleidung wieder angelegt. Er hatte selbst noch sich den — uns eben nicht ganz willkommenen Scherz gemacht, Zama so voranzuschicken. Wir fuhren Alle höchst erschrocken bei dem unerwarteten Eintritt eines Kosaken auf, und noch mehr, als er eine unerschwingliche Brandschatzung for-

derte, bei deren Verweigerung alles gleich in Asche gelegt werden sollte. Mit dieser rauhen Begrüßung stand das einnehmende Lächeln auf seinem Antlitz in keinem geringen Widerspruch, so daß wir uns auch bald erholten. Mein Bruder flog zugleich herein, und nun lösete sich das Räthsel von selbst. Wir flogen Alle in Zama's Arm, und wußten am andern Tage nicht, sollten wir sie in dem nun vertauschten weiblichen Anzug, oder in dem männlichen, von gestern, schöner finden."

„Vierzehn Tage sind Beide nun hier, und gleich so vielen Minuten ist mir diese Zeit entflohen. Ein enges Freundschaftsband habe ich mit Zama geknüpft, und so die Vertraute ihres Herzens geworden, hege ich nicht den mindesten Zweifel mehr, Carl werde nach dem Trauerjahre glücklich seyn."

„Zama hat uns ihre Lebensumstände, ihre seltsamen Schicksale erzählt. Wie viel Un=

glück hat das gute Mädchen von zarter Jugend an erlebt! Ich kann nicht umhin, liebe Tante, Ihnen die merkwürdigen Begebenheiten wieder mitzutheilen. Zama selbst mag so redend eingeführt werden, als sie an einem Abende uns die Erzählung vortrug."

„Sie mögen wissen," fing Zama an, „daß ich im Jahre 1742 zu Torna in Siberien geboren wurde. Mein Vater war ein Teutscher von Adel, W***l genannt. Er war lange Zeit Hauptmann unter den moskowitischen Haustruppen, als er sich mit einem Fräulein von N*** aus Kurland vermählte, die sich zu Petersburg am Hofe befand. Sie war eine der vorzüglichsten dortigen Schönheiten, anfangs, kann ich sagen, zu meines Vaters Glück, und späterhin zu seinem Unglück."

„Was vermögen nicht Günstlinge an einem großen Hofe, besonders unter weiblichen Regierungen. Ein solcher war es, der mei-

nem Vater, bald nach seiner Heirath, mit ausgezeichneten Freundschaftsbeweisen nahte, und sich oft in unserm Hause einfand. Wer würde dem Mächtigen nicht huldigend entgegengetreten seyn! Er ließ es auch nicht bei kahlen Höflichkeiten bewenden, thätig wandte er vielmehr seinen Einfluß zu meines Vaters Bestem an, der bald darauf zum Obersten emporstieg, und sich noch anderweitiger Gnadenbezeugungen vom Hofe erfreute. Je weniger mein Vater das unerwartete Glück verdient zu haben glaubte, je inniger dankte er dem so großmüthigen Beschützer. Doch nicht lange hernach zeigte es sich, daß hier eben keine Freundschaft, sondern eine unerlaubte Liebe im Spiele sey. Der Günstling entblödete sich nicht, erst in stummen Zeichen, dann in Worten, und endlich in von reichen Geschenken an Juweelen begleiteten Briefen, sie meiner Mutter zu bekennen. Sie liebte meinen Vater so treu, als sie tugendhaft war. Mit Ab-

scheu hatte sie das erste, auf unreine Absichten deutende, Benehmen des Grafen *** angesehn, doch aus Furcht, ihr Gemahl würde seine Rache empfinden müssen, diesem alles verschwiegen. Als hingegen die Briefe mit unumwundenen Erklärungen eingelaufen waren, glaubte sie ihm nicht länger ein Geheimniß daraus machen zu dürfen. Sie bat ihn aber zugleich inständig, ja sich zu mäßigen, und mit aller nöthigen Klugheit auf Mittel zu sinnen, die unverschämten Zumuthungen so abzuwenden, daß kein Unglück die Folge sey. Allein mein Vater war zu entrüstet, wallte zu heftig in Zorn auf, daß man es hätte wagen wollen, die Ehre seines Hauses anzutasten, als daß er dem, was die Vorsicht empfahl, hätte Gehör geben können, wenn er es schon seiner Gattin versprach. Heimlich sandte er dagegen seinem Beleidiger sogleich eine Ausforderung auf Pistolen zu."

„Statt einer Antwort erschien in der näch-

sten Mitternacht ein Offizier in seinem Hause, der ihn mit der Nachricht weckte, er sey befehligt, ihn zu verhaften. Auf die Frage, womit er eine solche Behandlung verwirkt habe, erklärte der Offizier: dies sey ihm nicht bekannt, er fühle auch alles Mitleid, habe jedoch seine Pflicht zu vollziehn."

„Einreden waren umsonst, unten an der Thüre stand bereits ein Schlitten, von Soldaten umgeben. Man verhehlte meinem Vater nicht, daß er nach Siberien gebracht werden sollte. Ich folge meinem Gemahl ins Elend, rief meine Mutter, welche mich eben unter ihrem Herzen trug. Der Offizier hatte keinen Befehl, sich diesem Entschluß zu widersetzen, und eine Stunde darnach befand man sich schon auf dem Wege."

„Schauderhafte, plötzliche Umwandlung! Mein Vater war seiner Ehrenstelle entsetzt, verwiesen, wahrscheinlich für immer, in eine

beschnei'te Einöde von Asien, dem Kummer, den Entbehrungen aller Art hingegeben."

„Männlich ertrug er das harte Geschick an seinem Theil, doch setzte es ihn in Verzweiflung, daß auch seine Gattin es tragen sollte. Wie zärtlich er sie liebte, beschwur er sie dennoch tausendmal, zurückzubleiben. Er stellte ihr vor: unmöglich würde eine so zarte Leibesbeschaffenheit, als die ihrige, alle Beschwerden der weiten Reise, das Ungemach, welches Verwiesene in Siberien erwarte, tragen können. Doch ein je abschreckenderes Gemälde er von seiner Zukunft entwarf, je mehr sah es meine Mutter als ihre Pflicht an, sein Unglück zu theilen, durch ihre Gegenwart, ihren Trost, zu lindern, so viel sie immer vermöchte. Mein Vater sah endlich sich gezwungen, das große Opfer anzunehmen."

„Die Reise ging über Moskau und die Werchoturischen Gebirge. Im Gouvernement Tobolsk wies man endlich ein kleines Dorf

meinen Eltern zum Aufenthalt an. Zwar sah mein Vater sich nicht zum Fang wilder Thiere verdammt, man reichte ihm aber auch keinen Unterhalt. Es wurde ihm blos anheimgestellt, ein Stück Land anzubauen, um von dem Ertrag zu leben."

„Welche zahllose Schwierigkeiten. Der Boden unter diesem Himmelstrich ist elend, nur mit großen Anstrengungen ihm einiger Roggen abzugewinnen. Aber auch hiezu fehlte es an Ackergeräthen und Aussaat. Alle noch mitgebrachte Habseligkeiten, die meistens in ihrer Kleidung bestanden, weil man ihnen keine Kostbarkeiten mitzunehmen gestattet hatte, und das wenige Geld auf der Reise geschwunden war, verkauften meine Eltern, und hüllten sich in ein Gewand, wie es die armseligsten Leibeignen tragen. Eine Kuh, einige Grabscheite, eine Axt und andere Kleinigkeiten, auch etliche Scheffel Saatroggen waren

meine Eltern im Stande zu kaufen, dann aber ging die Baarschaft auch aus."

„Nun mußte eine Hütte gebaut, dann ein Stück Feld gerodet, umgraben und besäet werden. Meine Mutter stand in dieser ungewohnten Arbeit dem Vater redlich bei, dennoch aber förderte sie wenig. Beide dürften wohl dem Mangel und der Mühseeligkeit haben erliegen müssen, wenn sich nicht eine Veränderung ereignet hätte. Der Gouverneur suchte nehmlich einen Verwiesenen, dessen er sich als Schreiber bedienen könnte, und mein Vater wurde ihm in Vorschlag gebracht. Die neue Ansiedlung mußte also verlassen werden."

„Meine Eltern empfingen in Tora zwar eine Wohnung, aber der Sold, welchen der Gouverneur reichte, bestand nur täglich in zehn Kopeken. Zudem ging er sehr rauh mit meinem Vater um, der sich gegen alle herbe Demüthigungen nur mit Geduld waffnen konnte."

„Zu Tora wurde ich geboren. Unter welchen elenden Umständen, läßt sich ohne Beschreibung denken. Meine Mutter versäumte indessen nichts, was zur Pflege meiner zarten Kindheit in ihrer Gewalt stand. So wurde ich auch, nachdem ich mehr heranwuchs, von meinem Vater in den Grundsätzen der Religion, wie in einigen Anfangswissenschaften unterrichtet. Den kosackischen Namen Zama hatte ich aber empfangen, weil die Gemahlin des Gouverneurs von Tora, eine geborne Kosackin, ihn führte, und die Stelle einer Pathin bei mir angenommen hatte."

„Im übrigen mußte ich, wie nur meine Kräfte es gestatteten, mich harten Arbeiten unterziehn. Die Mutter baute auch hier ein kleines Feld an, da half ich fleißig, und ging im Winter täglich mit ihr nach einer Waldung, um unsere Hütte mit Holz zu versorgen. Weil ich nach und nach mich an diese Verrichtungen gewöhnte, fielen sie mir nicht

schwer, und ich bin jetzt sehr zufrieden, meine Kindheit auf diese Weise verlebt zu haben. Die feste Gesundheit, deren ich mich erfreue, ist ohne Zweifel eine Folge davon. In Petersburg würde ich dies unschätzbare Gut nicht empfangen haben, vielmehr den Schädlichkeiten eines weichlichen Lebens hingegeben worden seyn."

„Ich zählte sieben bis acht Jahre, als der Gouverneur von Tora starb. Der von Tobolsk schrieb bald darauf: wie ihm meines Vaters Geschicklichkeit zu Ohren gekommen sey, und er ihn deshalb künftig um sich zu haben wünsche."

„Meinem Vater kam das sonderbar vor, weil er dachte, in einer Stadt, wie Tobolsk, müßten sich doch wohl viele Leute antreffen lassen, die nicht allein seine Fähigkeiten, sondern noch wohl erheblichere, zeigten. Er befand sich gleichwohl in der Lage, gehorchen zu müssen."

„Bei unserer Abreise von Tora hatte er noch einen ungewöhnlichen Einfall. Man sagte, ich wäre mit einiger Schönheit ausgestattet. Er hatte aber in Erfahrung gebracht, daß verschiedne umherschwärmende Tartaren gern schöne Mädchen zu rauben pflegten, wenn sie auch noch weit vom reifen Alter ständen. Denn persische Sklavenhändler kauften sie ihnen nichtsdestoweniger um einen guten Preis ab. Wie leicht, sprach mein Vater zu seiner Gattin, begegnen wir unterwegs solchen Unholden. Verkleiden wir Zama als einen Knaben, so steht nichts zu fürchten.„

„Meine Mutter, die immer zärtlich für mich besorgt war, hatte nichts dagegen, und ich nahm den Vorschlag mit aller Zufriedenheit an, weil ich in Knabentracht meiner natürlichen Lebhaftigkeit mehr Spielraum geben zu dürfen hoffte. So empfing ich denn einen kleinen kosackischen Kaftan, der mir so lieb wurde, daß ich ihn auch in Tobolsk nicht wieder

der ablegen wollte. Mein Vater ließ auch das zu. Mag sie immer noch ein Knabe gelten, sprach er; sterben wir, ehe sie versorgt ist, wird sie den schlimmsten Gefahren für ihre Unschuld blosgestellt seyn, in männlicher Kleidung hingegen bequem nach Rußland zu unsern Verwandten reisen können."

„In Tobolsk ging es meinem Vater besser, als zu Tora. Der Gouverneur that nicht allein sehr freundlich, sondern bewilligte ihm auch einen doppelten Gehalt, und eine bequemere Wohnung als dort. Demungeachtet erfuhren meine Eltern bald mit Schrekken, nicht der Ruf von des Vaters guten Kenntnissen habe den General von *** bestimmt, ihn kommen zu lassen, sondern vielmehr das vortheilhafte Gemälde, das ihm einige durchreisende Offiziere von meiner Mutter, die immer noch sehr schön war, entworfen hatten. Vielleicht mochte er sie auch schon früherhin zu Petersburg gesehen haben."

„Mit eines Verwiesenen Gattin meinte der Wollüstling nicht viele Umstände machen zu dürfen. Ohnehin hatte sich dieser Mann immer sehr gewissenlos gezeigt, und so viele eigenmächtige Handlungen, welche über die Gränzen seiner Rechte und Pflichten hinausgingen, verübt, daß schon häufige Klagen deshalb in Petersburg eingelaufen waren."

„Er beschäftigte meinen Vater in seiner Wohnung, und fand sich während dessen ungeachtet in der unsrigen ein. Meine Mutter beschwur ihn erst mit Thränen, ihr jede unedle Anmuthung zu ersparen, und weil das fruchtlos blieb, zeigte sie ihm ihre tiefe Verachtung. Das empfand aber seine Rohheit nicht, täglich kehrte er wieder, bat, verhieß Geschenke, oder drohte mit schwerer Verfolgung."

„Die peinlichste Angst befiel von jetzt an meine gute Mutter. Es war in einem ähnlichen Falle alles verdorben worden, indem sie

meinem Vater offenbart hatte, was ihr begegnet sey. Er trug Verweisung und Mangel geduldig, daß aber seine alte Hitze auf das bedenklichste entflammt seyn würde, sobald ihm des Gouverneurs Betragen zu Ohren käme, daran zweifelte sie auch keinen Augenblick. Daher beschloß sie diesmal, um schrecklichen Wirkungen dadurch vorzubeugen, daß sie ihm standhaft verhehlte, was vorging. Dagegen suchte sie dem Gouverneur so viel als möglich auszuweichen, und begab sich um die Stunde, wo er gewöhnlich zu kommen pflegte, hinweg."

„Bald jedoch erschien er in einem Augenblick, wo sie ihm nicht entgegensah, und erneute seine schimpflichen Anträge. Meine Mutter warf sich ihm mit Thränen zu Füßen, indem sie ihn um Schonung bat. Ich hörte ihren lauten Jammer, und glaubte, in meiner Unbefangenheit, nichts Besseres thun zu können, als wenn ich den Vater zu Hülfe

riese. Schnell eilte ich in die Wohnung des Gouverneurs, ihm von allem Nachricht zu geben."

„Er kannte sich in seinem Jähzorn nicht mehr, ergriff den Säbel eines Soldaten der Wache, und wollte damit nach unserer Hütte laufen. Ich glaube ohne Zweifel, es dürfte um den Gouverneur geschehen gewesen seyn, dafern er sie erreicht hätte. Allein es machte Aufsehen, einen Verwiesenen mit der blanken Waffe zu erblicken, mehrere Soldaten folgten ihm auf dem Fuße, er sah sich übermannt und wehrlos gemacht. Vielleicht hatte auch der Gouverneur einen geheimen Befehl ertheilt, ihn bei seiner Abwesenheit nicht aus den Augen zu lassen."

„Sogleich wurde mein Vater in einen schweren Kerker geworfen, wo er unter den fürchterlichsten Besorgnissen und bei der elendesten Nahrung in Ketten schmachtete. In der folgenden Nacht bemächtigten sich einige

Soldaten meiner Mutter, banden sie, steckten ihr ein Tuch in den Mund, und brachten sie in einen Wagen, der in der größten Eil davonjagte."

„Wie schlimm man es aber auch mit ihr vorhatte, so half dennoch die Vorsehung ihrer Tugend, wiewohl auf Kosten ihres Lebens. Man war bis zum Anbruch des Tages gefahren, als der Wagen einem vornehmen Offizier begegnete. Dieser kam aus Petersburg, und hatte von Seiten des Hofes Befehl, eine strenge Untersuchung über das Verhalten des so oft schon angeklagten Gouverneurs von Tobolsk anzustellen. Er fragte, wohin man mit dem Wagen dächte, und wer sich darin befände? Die Soldaten, welche ihn nicht kannten, und ihr Gebot pünktlich vollziehen wollten, meine Mutter nach einem einsamen Landhause zu bringen, glaubten ihm keine Auskunft schuldig zu seyn. Ihre Widersetzlichkeit entrüstete ihn. Er zog eine Rei-

sepistole und drohte Feuer zu geben. Sogleich schoß ein Soldat nach seinem Wagen. Er schoß wieder, traf, o Himmel! doch meine Mutter. Die Kugel ging in ihre Brust."

„Erschrocken hielten nun die übrigen Soldaten an, und bekannten alles. Der Offizier aus Petersburg hätte vor Schmerz untergehn mögen, weil er meine beklagenswürdige Mutter tödlich verwundet sah. Er sprang ihr so viel bei, als die Umstände es ihm vergönnten und ließ den Wagen langsam nach der Stadt zurückfahren. Unterwegs begegnete ihm der Gouverneur, der seinem Raub nach dem ungestörten Aufenthalt folgen wollte. Der Offizier aus Petersburg erkärte ihn sogleich abgesetzt und verhaftet."

„Die Schwerverwundete erreichte Tobolsk noch. Mein Vater, sogleich freigegeben, durfte zu ihr. Mit schwacher Stimme sagte sie ihm: wie sie ihr Leben gern einbüße, da ihre Ehre

doch gerettet sey, umarmte ihn und mich, and verschied."

„Der trostlose Vater schwur ihren Manen Rache, konnte jedoch um so weniger zu dem Verbrecher dringen, als man diesen, in seinem Hausarrest, mit Wachen umgeben, und ihn bald darauf nach Petersburg abgeführt hatte."

„Zu hart war der Schlag; mein guter Vater, wie männlich er auch so viele Prüfungen eines grausamen Schicksals bestanden hatte, schien am Ende mit seiner Fassung, wozu noch eine lange schon zerrüttete Gesundheit kam. Ein schleichendes Fieber ergriff ihn, nahm bald an Heftigkeit zu, ärztlicher Beistand fehlte, endlich starb er unerwartet schnell dahin. Es war ihm unmöglich gewesen, in Betreff meiner noch irgend etwas zu verfügen, oder mich Jemanden zu empfehlen."

„Ich begrub seine Gebeine, und stand nun ganz allein, ohne Versorger, ohne Freun-

de, ohne Hülfe, da. Schrecklich für ein Mädchen von neun bis zehn Jahren, um so schrecklicher mitten in Siberien, wo der Anblick so vielen Elendes die Gemüther verhärtet, Großmuth und Wohlthätigkeit seltne Erscheinungen sind. Ich sah indessen wohl ein, daß ich mich keinem unmäßigen Kummer hingeben dürfe, wenn ich, was einmal nothwendig war, mir selbst durchhelfen wollte."

„Ich segnete nun aber den Entschluß meines verstorbenen Vaters, mir die Kleidung eines Knaben zugetheilt zu haben. Niemand in der Stadt wußte um mein Geschlecht, und ich hütete mich wohl, es zu offenbaren. Mein Vater hatte in der letzten Zeit eine Flinte und einigen Vorrath an Pulver und Blei gekauft. Ich blieb in seiner Hütte, und machte nun die Jagd zu meiner Lebensbeschäftigung. Bald erlangte ich eine ziemliche Fertigkeit darin, brachte das getödtete Wild in die Stadt zum Markt, und fristete so glücklich meine Tage."

„Etwa ein Jahr danach langte ein neuer Gouverneur zu Tobolsk an. Es war ein Herr von Stirnsee, der sich bald durch Gerechtigkeitsliebe und menschliche Behandlung der Verwiesenen große Achtung erwarb. Er liebte auch die Jagd als Nebenzeitvertreib, und nahm oft seinen zwölfjährigen Sohn mit sich."

„Dies war ein ungemein lebhafter Knabe, von der besten Gemüthsart, doch auch leichtsinnig genug. Den Willen seines Vaters, nach dem er ihm auf den Jagden stets zur Seite bleiben sollte, befolgte er nicht immer, sondern schweifte gern auf eigne Hand umher. Ein besonderes Vergnügen machte es ihm dann, wenn er für sich ein Wildprett erlegen, und es zum Vater bringen konnte. Dieser war dann mit seinem regen Eifer zufrieden, empfahl ihm aber Vorsicht, da es in der Gegend viele Wölfe gab.

Grade aber hatte der junge Herr von Stirnsee den Ehrgeitz, einmal einen Wolf zu

schießen. Ihm kam eine Fährte zu Gesicht, er nahm zwei große Hunde mit sich, und schlich ihr nach. In der That erreichte er ein solches Thier, schoß, hatte aber das Unglück zu fehlen. Die Hunde suchten den Wolf zu packen, er aber verletzte sie tödtlich, und sprang sodann auf den jungen Jäger ein, ehe dieser noch wieder laden konnte."

„Ein glücklicher Zufall ließ mich grade in dieser Gegend seyn, und in dem gültigen Augenblick nahen. Ich fürchtete die Wölfe nicht, kannte mancherlei Mittel, ihrer mich zu erwehren. Erschien ein Einzelner, traf ich ihn wohl, kamen Mehrere, hatte ich stets eine große Pfeife bei mir, vor deren gellendem Ton sie scheu entliefen. Im schlimmsten Fall rettete ich mich leicht auf einen Baum, da ich gut zu klettern verstand."

„Jetzt kam es aber darauf an, das, schon dem Knaben ganz nahe, Ungethüm so zu erlegen, daß Jener nicht selbst eine Verletzung

davon trug. Wie bedenklich das auch seyn mochte, so blieb doch keine Wahl mehr, ich legte an, und war gewissermaaßen so glücklich, wie der Schweitzer Tell. Schon hatte der Wolf mit einer Klaue den Pelz des jungen Menschen gefaßt, da flog ihm aber meine Kugel in den Kopf, und er lag am Boden."

„Herr von Stirnsee, der sich schon in seinen Tod ergeben hatte, sah auf, und sich gerettet. Zugleich erblickte er mich. Nachdem seine Besonnenheit zurückgekehrt war, konnte er mit Danksagungen und Umarmungen nicht enden. Wer bist Du? fragte er."

„Ich gab zu Antwort: Der Sohn eines Verwiesenen, Iwan genannt."

„Komm zu meinem Vater, rief er, mich fortziehend."

„Wir fanden den Gouverneur ungefähr Tausend Schritte davon. Im Ungestüm seiner Erkenntlichkeit ausschweifend, stellte mich Herr von Stirnsee dem Vater als seinen gu-

ten Engel vor. Der Alte schauderte bei der empfangenen Nachricht, machte dem Sohn Vorwürfe über seine gefährliche Unbedachtsamkeit, wandte dann aber seine froh gerührten Blicke auch auf mich. Ohne etwas zu sagen, zog er seine, dem Anschein nach reich mit Goldstücken gefüllte, Börse heraus, und legte sie in meine Hand."

„Mit einer ehrerbietigen Verneipung gab ich sie zurück, indem ich erklärte: Das Glück, seinem Sohne genützt zu haben, wöge mir allen Lohn auf. Ohnehin sey meine That nur eine Pflicht gewesen."

„Der Gouverneur blickte mit großen Augen auf meine armselige Kleidung. Sie schien ihm mit dem, was ich eben gesagt hatte, im Widerspruch zu stehn. Er fragte auch, wer ich sey? Auf meine Antwort: Der verwais'te Sohn eines Gefangenen, entgegnete er: Du hattest Recht, mir die Börse zurückzugeben. Ich muß billig mehr thun, für Deine Erzie-

hung sorgen. Wie nannte sich Dein Vater?"

„W***l," erwiederte ich.

„W***l, fing der Gouverneur wieder an, doch nicht gar der ehmalige Oberst von W***l?"

„Der nehmliche," entgegnete ich.

„Mein alter Freund, mit dem ich sonst in einem Regiment diente? rief nun Herr von Stirnsee höchst erfreut, und setzte traurig hinzu: er ist todt?"

„Ich bejah'te es."

„O Himmel, ich glaubte ihn noch irgendwo in Siberien zu finden, nahm er abermal das Wort. Seit meiner Ankunft lasse ich ihn suchen. Und auch seine Gemahlin nicht mehr am Leben?"

„Ich erzählte die Umstände ihres Todes. Sie rührten ihn zu Thränen, denn er hatte auch meine verstorbene Mutter ehedem gekannt. Väterlich schloß er mich hierauf in die Arme. Welch ein seltsames frohes Schicksal!

Den Sohn meines alten Kameraden muß ich hier finden, und er ein Lebensretter des meinigen seyn. Gleich folge mir in die Stadt. Ich will Dich wie meinen zweiten Sohn erziehen. Du hast es um uns verdient."

„Der junge Stirnsee jubelte über diesen Entschluß, und ich mußte, troß meines schlechten Aufzuges, mich sogleich neben Beide in den Wagen setzen."

„Daheim stellte mich der Gouverneur seiner Gemahlin vor, und erzählte ihr alles, was geschehen war. Sie umarmte mich so zärtlich dankbar, wie ihr Gatte, weinte dem Andenken meiner Eltern eine Thräne, und billigte das Vorhaben, mich zu erziehen, vollkommen."

„Nun empfing ich eine angemessene Kleidung, und theilte allen Unterricht, alle Leibesübungen des jungen Stirnsee. Wir ritten zusammen aus, und waren auf den Jagden unzertrennliche Gefährten. In den Lehrstun-

den wetteiferte unser Fleiß, und mit jedem Tage zog das Band unserer innigen Freundschaft sich enger. Oft wiederholte er mir: es sey nicht genug, daß seine Eltern mich erzögen, ich müsse durchaus einst das halbe Erbe annehmen, das ihm zufallen würde, sey doch, was über allen Reichthum stände, sein Leben, mein Geschenk. Je ernster ich alle solche Anerbietungen von mir wies, je mehr Achtung legte er noch zu seiner Freundschaft."

„So flohen mehrere ungemein vergnügte Jahre hin, während ich Vorsicht genug übte, mein Geschlecht noch immer zu hehlen. Oft sann ich zwar darüber nach, ob ich nicht besser thun würde, meinen neuen Pflegeältern die Wahrheit zu entdecken, allein ich hatte einmal so vielen Geschmack an dem männlichen Leben gefunden, und fürchtete daneben, man würde meinen vertraulichen Umgang mit dem jungen Stirnsee, für den meine Zunei-

gung mit jedem Tage wuchs, abschneiden. So blieb Zama, nach wie vor, Iwan."

„Endlich aber wollte ein Zufall, daß meine Pflegemutter einmal, während ich noch schlief, auf mein Zimmer trat. Sogleich weckte sie mich. Ich erschrack, eine ungemeine Bestürzung auf ihrem Gesichte zu lesen."

„Ich war verrathen, und mußte die Umstände treulich erzählen, durch welche ich zu meiner Verkleidung gelangt war. Der Gouverneur, dem seine Gemahlin schnell alles berichtete, war nicht minder befremdet. Beide trafen in einer lebhaften Mißbilligung meines Verschweigens zusammen, und geboten, mir sogleich eine Kleidung anzufertigen, die meinem wahren Geschlecht zuständig wäre."

„Niemand war vor Erstaunen so außer sich, wie der junge Stirnsee. Dies Erstaunen machte aber schnell einem lebhaften Entzücken Platz, das seine Blicke verriethen, wenn er es

schon

schon noch jetzt nicht ausnannte. Er stand damal seinem achtzehnten Jahre nahe."

„Jetzt wurden wir sorgsam getrennt, was beide Theile mit Schmerz empfanden. Statt Iwan sich mit Fechten, Reiten und Jagen vergnügte, mußte Zama nun an den Stickrahmen. Das ungewohnte Stubenleben behagte mir ganz und gar nicht, dennoch mußte ich mich darin fügen."

„Ich wurde traurig, der junge Stirnsee, der seinen muntern Gefährten eingebüßt hatte, nicht weniger. Er sah mich oft mit Blicken an, die eine zunehmende innere Unruhe verriethen; ich mußte dagegen mir heimlich eingestehen, meine Zuneigung für ihn sey wohl etwas mehr noch als Freundschaft gewesen. Begegnete ich seinen Blicken am Tische, fühlte ich immer ein Brennen, das über meine Wangen flog. Er, in solchem Begegnen, schlug erröthend die Augen nieder. Die Eltern beobachteten uns genau, und schienen zu ahnen,

was in unseren Herzen vorging. Ungehalten zeigten sich jedoch Beide nicht damit."

„Es war indessen noch zu keinen offnen Erklärungen gekommen, als Frau von Stirnsee in eine tödtliche Krankheit fiel. Am Sterbebette rief sie ihren Sohn und mich zu sich. Der Gouverneur saß kummervoll daneben. Die Sterbende fragte ihren Sohn und mich: ob wir einander liebten? Niemand von uns läugnete. Wohlan, sprach Jene, auch mein Gemahl ist es zufrieden. Heirathet Euch, doch erst wenn mein Sohn zu reiferen Jahren gelangt ist, und eine Laufbahn betreten hat, wie sie einem jungen Edelmann ziemt."

„Trauer und Entzücken durchdrangen uns in gleichem Maaße. Frau von Stirnsee segnete uns noch, und verschied bald darauf."

„Die nächste Zeit floh unter Bekümmernissen um die Verstorbene hin. Ich that alles mögliche, den Gouverneur trösten zu helfen, und in Rücksicht der Pflege, zu wel-

cher seine Gemahlin sonst gesehn hatte, an ihre Stelle zu treten. Er nahm das auch mit besonderem Wohlgefallen auf, und zeigte sich gütiger als jemals. Dagegen schien es ihm nicht ein solcher Ernst, eine Heirath zwischen seinem Sohne und mir zu stiften, wie wir Liebenden es hofften, und es dem Wunsche der Verstorbenen angemessen gewesen wäre. Er sprach entweder nicht davon, oder ging leicht darüber hin. Später entfielen ihm Anmerkungen, die uns in Schrecken setzten. Es hieß bald: mit einer Zuneigung, welche in den Kinderjahren entstände, sey es ein Traum, sie behielte keine Festigkeit; bald wieder: Sein Sohn könne vielleicht in Petersburg, wohin er bald reisen sollte, eine anderweitige Gelegenheit zu einer Heirath finden, die zugleich auch sein Glück am Hofe baute, und dann werde es ihn gereuen, sich schon versagt zu haben; und was mich belange, werde meine Schönheit überall eine

Versorgung für mich herbeiführen, und was dem mehr war. Befand er sich jedoch allein mit mir, so verdoppelte er seine Gewogenheit, machte mir Geschenk auf Geschenk, und zeigte, nach Verlauf einiger Monate, sich über den Tod seiner Gemahlin ziemlich getröstet."

„Späterhin wurde oft im Scherz darauf angespielt: er werde doch, in seinem keineswegs weit vorgerücktem Alter, an eine zweite Heirath denken müssen. Scherzhaft setzte er bisweilen hinzu: ich sollte ihm eine neue Gemahlin erkiesen. Ich hatte auch moralische Abhandlungen über die Klugheit anzuhören, die ein junges Frauenzimmer bei ihrer Wahl eines Ehegatten leiten müsse. Junge Männer, hieß es, wären flattersinnig, auf eine dauernde Neigung sey allein beim verständigen Mittelalter zu zählen. Daneben trieb er angelegentlich zu des Sohnes Abreise, und gab noch viel weniger, als bei dem Leben sei-

ner verstorbenen Gattin zu, daß er mich allein sehen durfte."

„Welche, meiner Liebe nur zu fürchterliche Muthmaßungen mußten, nach solchen Zeichen, mir nicht aufsteigen. Ohne Zweifel, argwohnte ich, empfindet der Gouverneur selbst eine unglückliche Zuneigung für mich. Er hofft, sein Sohn werde mich in den Zerstreuungen der großen Welt vergessen, die Zeit seine Leidenschaft zerstören. Vielleicht auch denkt er es durch seine Freunde in der Hauptstadt einzuleiten, daß ihm dort eine Parthie gemacht wird. Während dessen will er mir einen Heirathsantrag thun. Ich zerfloß in Thränen über eine Besorgniß, die so viele Wahrscheinlichkeit für sich hatte."

„Weil ich meinen Geliebten nicht ohne Zeugen sprechen konnte, steckte ich ihm ein Billet zu, worin ich ihm alles vertraute, was mich so lebhaft beunruhigte. Er schrieb mir wieder, und gestand mir ein, nach seinen

Wahrnehmungen das nehmliche zu fürchten. Es versteht sich aber, daß alle Gefahren, die wir für unsere Liebe fürchteten, sie nur mehr noch befestigten."

„Unterdessen langte ein Brief aus Petersburg an. Man schrieb dem Gouverneur: die Kaiserin Elisabeth rüste sich, in Folge ihres Bundes mit Frankreich und Oesterreich, gegen den König von Preussen. Der junge Herr von Stirnsee finde hier eine Gelegenheit, dem Vaterlande seinen Diensteifer zu beweisen, und könne eine für ihn offne Rittmeisterstelle bei den regulirten Kosaken erhalten."

„Wohlan, mein Sohn, sprach der Gouverneur, die Ehre ruft: Mache Dich fertig!"

„Mein Geliebter setzte sein Reisegepäck in Bereitschaft, während ich vor Kummer hätte untergehen mögen. Das heimliche Wechseln kleiner Billets vergaßen wir aber auch nicht."

„Er schrieb mir: wie er dem schönen Rufe der Ehre gern folge, aber die Trennung von mir, bei den Gefahren für unsere Liebe, nicht würde überleben können. Daneben that er mir einen Vorschlag, der nicht weniger seltsam als kühn war. Er erinnerte mich an unsre ehmaligen gemeinschaftlichen ritterlichen Uebungen, an die Leichtigkeit, womit ich Beschwerden trüge. Dann folgte ein Vorschlag, zu entfliehen und ihm wenigstens bis Petersburg zu folgen, wo er mich bis zu dem Augenblick, wo unsere Heirath vollzogen werden könnte, verbergen wollte."

„Ein Vorschlag dieser Art, wäre meinem Geschmack nicht entgegen gewesen, wenn ich auch die unselige Neigung seines Vaters nicht zu fürchten gehabt hätte. Wie viel weniger unter den jetzigen Umständen. Demungeachtet zauderte ich noch, ein solcher Entschluß schien mir zu gewagt, ich wußte nicht, ob ich selbst meinem Geliebten mich ohne alle

Sorge und Befürchtungen so ganz hingeben dürfte.“

„Er schrieb mir abermal, tadelte mein Anstandnehmen, gab mir zu bedenken, was ich, die Verlassene, wohl den Anwerbungen seines Vaters entgegen stellen wollte? Daneben schwur er, meine Unschuld bis zu unserer Vermählung heilig zu halten.“

„Manche Frauenzimmer werden mich tadeln, daß ich endlich einwilligte, doch glaube ich auch, meine Lage habe viel entschuldigt. Genug, ich zeigte meinem Geliebten an, daß ich bereit sey, ihm zu folgen, wenn er die Vorkehrungen meiner Flucht heimlich genug zu treffen wisse.“

„Stirnsee, der einzige Sohn, hatte eben von seiner Mutter ansehnliche Güter geerbt, und konnte über bedeutende Summen gebieten. Auch konnte er, als Sohn des Gouverneurs, Anstalten treffen, wie sonst wohl Niemand in dieser Gegend. Er beruhigte mich

über den Ausgang, und gab mir auf, in der ersten Nacht, die seiner Abreise folgen würde, aus dem Fenster meines Zimmers zu steigen. Ich würde einige Schritte davon einen Courierschlitten finden, in den ich mich, ohne alle Sorge angehalten zu werden, werfen könnte. Ein männliches Kleid steckte mir einer von seinen Bedienten vorher zu."

„Die Abreise kam heran. Wir vergossen Beide Thränen genug, um den Vater zu täuschen. Um Mitternacht öffnete ich mein Fenster. Es ging nach einer Nebenseite, wo mich die vor dem Hause stehende Schildwacht nicht sehn konnte. In dem hohen Schnee verursachten meine Tritte kein Geräusch. Ich war kaum hinab, als mich zwei Arme umwanden. Beinahe hätte ich im Schrecken laut gerufen, und so alles verdorben."

„Es war Stirnsee selbst, der mit dem Courierschlitten zurückgeeilt war. Kein Zögern, rief er leise, fort!

„Wir stiegen ein, die raschen Pferde flogen davon. Gegen Morgen erreichten wir sein Gepäck, und nicht minder schnell wurde die weitere Reise fortgesetzt. Ich schwebte in Tausend Sorgen, der Gouverneur würde nachsenden. Stirnsee tröstete mich über meine Furcht. Acht Stunden, sagte er, haben wir voraus. Bis Petersburg finden wir allenthalben angeschirrte Pferde, so habe ich es durch einen gestern schon abgegangenen Courier bestellt. Diesen Vortheil können unsere Verfolger nicht haben, werden also, von Station zu Station, weiter gegen uns zurückbleiben müssen.“

„Geschenke an die Postillone wurden nicht vergessen, Tag und Nacht ging es weiter, und so langten wir unerreicht in Petersburg an.“

„Unterwegs aber hatte ich meinem Stirnsee oft schon gesagt, wie mir der Aufenthalt in Petersburg, ohne ihn, unerträglich seyn würde. Auch bliebe es zudem nicht rathsam,

weil die vermuthlichen Nachforschungen seines Vaters mich dennoch ausmitteln könnten. Hätte ich mich also zu dem einen Schritt ermuthigt, wäre ich auch zu dem zweiten entschlossen, der ohnehin mit meiner Liebe so im Einverstand wäre. Er sollte also zugeben, daß ich, in meiner jetzigen Kleidung, ihm in den Krieg folgen dürfte, nur bei ihm könnte ich froh seyn. Er wisse auch, daß ich jedes Ungemach des Feldlebens zu tragen vermöchte."

„Stirnsee, wenn schon seine Zärtlichkeit meinem Wunsch an einer Seite freudig begegnete, fürchtete von der anderen zu sehr, meinetwillen, als daß er nicht eine Gegenvorstellung der anderen hätte folgen lassen sollen. Doch blieb ich allen unzugänglich. Weil er nun sah, wie fest ich auf meinen Entschluß bestand, setzte er ihm keine neue Warnungen entgegen, bewarb sich vielmehr, da wir, zwischen Petersburg und Narva, den Kosakenpulk erreicht hatten, wobei er dienen sollte,

um eine Kadettenstelle für mich. Es hieß, ich sey ein junger Edelmann aus dem Gouvernement Tobolsk, und die Stelle wurde mir bei Stirnsee's eigner Escadron angewiesen."

„Der Rittmeister versah seinen Kadet mit allem Nöthigen. Ich war froh, meinen Plan gelungen, und mich nicht von dem Gegenstand meiner Liebe entfernt zu sehn. Ein Pferd zu tummeln, verstand ich bereits, die Waffenübungen galten mir ein Spiel; die weiten Märsche, die Nachtwachen, alle Mühseligkeiten, die leichte Truppen vorzüglich empfinden, nichts kam mir, an Stirnsee's Seite, lästig vor."

„Wir rückten in Preußen ein, und wohnten der Schlacht bei Jägerndorf bei. In Pommern, in Polen, in der Neumark, gab es manche harte Scharmützel. Doch weder Stirnsee noch ich trugen eine Verwundung davon. Wir bemühten uns eifrig, den raubgierigen, oft grausamen Sinn unsrer Krieger

zu mäßigen, obschon es bei ihrer wilden Gemüthsart nicht immer gelang. Oft wandte Stirnsee bedeutende Summen auf, um geplünderten Landleuten ihren Verlust zu ersetzen."

„Wir standen zuerst unter Apraxin, dann unter Romanzow, bis wir endlich mit dem Heere, das Fermor befehligte, in der Schlacht von Zorndorf kämpften."

„Hier traf uns beide das Unglück, verwundet und gefangen zu werden. Eine Kugel tödtete mein Pferd, als ich den Säbelhieb in die Schulter empfangen hatte. Ich wollte mich, trotz dessen, auf ein anderes zu schwingen suchen, allein ich sah mich nun von Stirnsee getrennt, indem uns zugleich eine Wolke von preußischen Husaren umgab. Ich schlug den angebotenen Pardon aus, doch ein feindlicher Offizier, den meine Jugend zum Mitleid bewegte, ließ mein Leben erhalten, und mich, nebst anderen verwundeten Gefangenen,

ins Feldlazareth zu N*** bringen. Wie ich dort meinen Geliebten durch den Tod der Ehre verlor, hingegen einen edelmüthigen Beschützer, einen theuern Freund fand, wissen Sie schon, und ich habe nicht nöthig, davon noch etwas zu melden."

Hier endigte Fräulein von W***l ihre merkwürdige Erzählung. Zama ist also kein gewöhnliches Kosakenmädchen, sondern stammt aus einem alten teutschen Geschlechte. Ohne Zweifel wird das meine gute Tante mehr für sie einnehmen. Nicht wahr? Denn Ahnen sind doch eine Ihrer vorzüglichsten Liebhabereien.

Mit Verehrung

Ihre gehorsamste Nichte
Wilhelmine von M***.

Letzter Brief.

Liebe Tante.

Das Trauerjahr der schönen Zama ist um, auf ihre Seelenwunden hat die Zeit einen lindernden Balsam gegossen, aus ihrer zartfühlenden Dankbarkeit gegen meinen guten Bruder ist Liebe geworden. Der Glückliche!

Vom alten Stirnsee sind Briefe angelangt. Ueber den Kummer, welchen ihm der Tod seines Sohnes verursacht hat, scheint er seine alten Plane aufgegeben, vielleicht auch, bei einem längeren Nachdenken, sie als thörigt erkannt zu haben. Von einem Vorwurf, ihrer Flucht halber, ist keine Rede. Eben so wenig von Hindernissen, die ihrer Erbschaft gelegt werden sollen. Vielmehr sagt er zu, auch sein Vermögen einst Zama nachzulassen.

So nimmt denn alles glückliche Wendun-

gen, und in zwei Monaten werden Karl und seine Braut ihren Hochzeittag feiern. In beider Namen soll, liebe Tante, hiezu Sie einladen

Ihre gehorsamste Nichte
Wilhelmine von M***.

Das
schirmende Brustbild.

Constantin Yomow war der Sohn eines armen russischen Edelmanns im Mohilewschen Gouvernement. Zeitig starb ihm sein Vater, nach vieler Mühe gelang es der Wittwe, ihren Sohn in die Erziehungsanstalt für künftige Offiziere, welche der General Zoritsch gestiftet hatte, zu bringen.

Diesen General kann man zu den seltensten Glückskindern, die noch gelebt haben, zählen. Er kam nach St. Petersburg in Husarentracht. Allgemein ist die Behauptung, daß er, damal im Jünglingsalter, eine bezaubernde männliche Schönheit gewesen sey. Wo er sich zeigte, hefteten sich die funkelnden Blicke der Damen an ihn, man sah Wangen erbleichen und sich höher färben, der Adonis aus Ser=

vien ward ein Gegenstand aller Unterhaltungen der Leute von Ton, und noch mehr ein Vorwurf geheimer Wünsche, die sich beim schöneren Theil der schönen Welt regten.

Zoritsch merkte, die Glücksgöttin schwinge ihren Fittig über ihn, wollte ihr aber auch nicht mit gemeinem Flug der Wünsche begegnen. Er gestattete sich das kühnste Hoffen und Streben, suchte bei allen Gelegenheiten auf seine vortheilhafte Gestalt das Auge einer Dame zu lenken, die ihn freilich im ganzen Erdenthal am reichsten mit Plutus Gaben zu überschütten vermochte, Semiramis hätte denn noch leben müssen.

Der verwegne Plan gelang, zu Millionen flogen die Rubel auf den schönen Jüngling her, die hochgewölbte Brust vermochte kaum die Ordensterne alle aufzunehmen.

Doch nach einem Jahre schien ihm der Stern der Liebe nicht mehr. Ein unruhiger Kopf, und ausgelassen im Triumphgefühl.

hatte er die Großen erzürnt, die ihm eine Falle bereiteten. Zoritsch mußte das Hoflager meiden, in ein Exil, doch ein Exil der Herrlichkeit wandern. Man gab ihm nehmlich die Stadt Sklov, deren Gebiet er nicht mehr verlassen durfte, wo er aber, von seinen Schätzen gefolgt, eine Art Souverän war. Er machte indessen von den letzten einen edlen Gebrauch, pflegte der Künste und Wissenschaften, baute auch ein Kadettenhaus, wo er viele Söhne unbegüterter Edelleute für den Staat zum Kriegsdienst sorgsam bilden ließ.

In dies Kadettenhaus ward auch der junge Constantin Yomow gebracht. Wohlgemacht, sittsam und fleißig erwarb er den Beifall seiner Lehrer, und wurde auch dem Stifter der Erziehungsanstalt empfohlen. Dieser trug weitere Sorge für ihn, und zeitiger als gewöhnlich, sah Constantin sich als Lieutenant bei einem Infanterieregimente angestellt.

Im funfzehnten Jahre betrat er die neue

Laufbahn, stolz auf Degenquast und Uniform, reich an holden Träumen der Zukunft. Diese Träume waren aber auch seine beste Habe, sonst ließ ihm der kärgliche Sold wenig Genüsse umfangen, ja er mußte Entbehrungen schmerzlicher Art tragen lernen, und konnte jene Zeit, wo er im Kadettenhause für kein Bedürfniß zu sorgen hatte, im Vergleich mit der jetzigen, Tage überflüssiger Wohlhabenheit nennen.

Das junge Herz öffnete sich der Freundschaft mit innigem Antheil. Einige seiner Kameraden gefielen ihm in ihrem lebendigen Frohsinn, ihrer scherzhaften Laune, er gewann selbst den Zügellosigkeiten Geschmack ab, die sie oft sich zu Schulden kommen ließen.

Wie diese Neigung sich entsponnen hatte, war es auch um den alten Fleiß geschehn. Im Erziehungshause trieb ihn eigentlich ein feiner Ehrgeitz zu den Büchern. Er sah, daß

auf diese Weise sich Lob für ihn erringen ließe, und es schmeichelte ihm. Beim Regimente aber verhielt sich das nicht so. Die älteren Offiziere bekümmerten sich nur um Yomow, in sofern es unmittelbare Dienstverrichtungen galt, welche in seinem jetzigen engen Beruf noch eben keine Anwendung von solchen Kenntnissen forderten, die er aus dem wissenschaftlichen Gebiet auf Schulen gesammelt hatte. Ihre Erweiterung, durch eignes Fortstreben konnte ihn keine abermaligen schmeichelhaften Billigungen hoffen lassen, da sie, wie es schien, unbemerkt bleiben dürften, es mangelte also jener wohlthätige Sporn. Dagegen bezeigten ihm die jungen Kameraden lebendigen Antheil, wenn er sein Betragen dem ihrigen ähnlich einrichtete. Da gab es Beifall genug, wenn der angehende Jüngling schon die Ergötzlichkeiten, womit die Uebrigen ihre müßigen Stunden füllten, theilte. Es war demnach eine unglückliche Richtung, welche

sein Ehrgeitz empfing, die ihn zeitig in allerlei Ausschweifungen verwickelte.

Die nachtheiligen Folgen blieben nicht lange aus. Mit seinem Offiziergehalt konnte er jene Vergnügungen nicht bestreiten, also borgte Constantin auf, wo sich nur Kredit fand. Das hatte aber bald seine Gränzen. Er wollte sich durch Karten und Würfelspiel helfen, das betrog ihn, nur tiefer sank er in Schulden. Abgelaufene Termine, wo er die übernommenen Verbindlichkeiten nicht zu tilgen wußte, brachten Klagen zuwege, diese empfindliche Strafen durch Arrest. Er sah endlich sogar sich bedroht, auf eine wenig ehrenvolle Art um seine Offizierstelle zu kommen; da raffte seine Mutter, die von seiner üblen Wirthschaft hörte, das Letzte zusammen, traf Vergleiche mit seinen Gläubigern, und rettete ihn noch.

Diese Vergleiche, wo Jene einen Theil der Schuld erließen, um nur zu dem andern zu

gelangen, hatten für Yomcw viel Demüthigendes. Was seine dürftige Mutter für ihn that, könnte ihn zu sich, und auf einen besseren Weg gebracht haben. Allein, wie das Eine auch kränkte, und das Andere rührte, der einmal von den Bahnen des Rechten gewichene Jüngling suchte nur gegen die schmerzlichen Eindrücke in neuen Zerstreuungen Betäubung, und so, daß er deshalb sich vor dem eignen Gewissen trügerisch rechtfertigte. Er meinte nämlich, den Gläubigern müsse Nachzahlung, und seiner Mutter Ersatz werden. Beides möglich zu machen, sey nöthig — daß er wieder spiele. Weil er daneben sich zutraute, es nach langer Uebung nunmehr besser zu verstehn, als sonst, hoffte er auch jetzt einen glücklicheren Erfolg, wiewohl abermal vergeblich. In Kurzem sah er sich wieder in eine gar mißliche Lage versetzt, und es war bei dem Allen noch ein günstiger Umstand, daß er nach jenem, für den Darlehnenden abschrek-

kenden, Vergleich sehr wenig Zutrauen finden konnte, sonst dürfte seine neue Schuldenlast bald die alten überstiegen haben. Dafür aber verpfändete oder veräußerte Yomow auch seine meisten Habseligkeiten, die Reihe traf zuletzt sogar seine nöthigste Kleidung. Diesmal half ihm ein Freund, von einem reichen kurländischen Geschlecht, der mit ihm in demselben Regimente stand, aus der Verlegenheit, und da sie nach wenigen Monaten abermal zurückkehrte, erklärte sich in der That auf einige Zeit das Spielglück für ihn, wich dann jedoch wieder, so daß seine Lage immer im Allgemeinen schlimm blieb.

So kam das achtzehnte Jahr heran, das ihn in lauter verderbliche Leidenschaften bestrickt, und mit schon ziemlich untergrabner Gesundheit traf. Zudem achteten ihn die Oberen nicht, und ihre Drohung, sein Betragen entscheidend ernsthaft zu ahnden, ließ eine nahe Erfüllung befürchten. Man sprach da-

von, den Lieutenant Yomow — was bei dem russischen Heere, obwohl in seltenen Fällen nur, üblich ist — zum gemeinen Soldaten zu degradiren. Und wirklich auch schien seine Aufführung übel genug, eine so harte Strafe zu verdienen. Denn neben dem Spiele hatte er sich nach und nach auch dem Trunke hingegeben, und befriedigte die muthwillig angereitzte Neigung dazu, nach dem Verhältniß, das sein Beutel gestattete, wo man denn wohl urtheilen kann, daß er sich nicht der edleren Getränke bediente.

Wie schön, wie dem herrlichen Gedeihen so mancher Art empfänglich, ist der Lebensfrühling, und wie oft sehn wir einen Boden, der mit reichem Saamen bestreut werden könnte, unbesonnen verwüsten. Der Jüngling, in sofern ihn nur Gesundheit ausstattet, und er eine Laufbahn hat betreten können, wo das Vorwärtsschreiten thunlich bleibt, ist immer ein Crösus zu nennen, wenn er sich

nur selbst mit Einsicht begreifen will. Mag ihm schon das Loos der Armuth gefallen seyn, welch unendlich Besitzthum kann er sich aneignen, das keine Schätze erkaufen, so lange es noch Zeit dazu ist. Die Natur sorgt für die Ausbildung, Kräftigung und Befestigung des Organenbaues, worin sein Ich den Wohnsitz aufgeschlagen hat. Dies Ich selbst empfängt seine höhere oder geringere Energie, nach Maaßgabe der stattlichen oder lockeren Behausung. Der Jüngling stöhre nur das allmählige bienenhaft fleißige Zutragen der Baumeisterin nicht drohnenartig. Schon wenn er blos sich leidend verhält, wird immer viel geschehn, besser jedoch, er begegnet ihr mit einem thätigen Streben von Innen, sie zu unterstützen, wie der Landmann seine Hufen klüglich zubereitet, daß sich das geheime Leben der bildenden Stoffe regsamer in den schaffenden Tiefen entwickeln mag. Kein Muskel, kein Nerv an unserem Körper, der sich nicht

mehr stählen ließe, jeder jugendlichen Kraftübung antworten alle Theile dankbar, die Gränze von dem, was an Stärke und Gewandheit sich abreichen läßt, wurde noch nie bestimmt, eben so wenig als die Naturkündigen anzugeben vermochten, wie weit das Lebensziel hinausgerückt werden kann, dafern alle Winke der Natur eine treue Beachtung finden. Wie selten fehlt Jünglingen die Zeit, durch einige Gymnastik und Abhärtung sich für eine Zukunft, von der alles ekle Siechthum, das Ausschweifungen und Weichlichkeit veranlassen, fern bleibt, herrliche Wohlthaten zu erziehen. In der Regel kann ihm das so wenig entgehn, wie ein hohes Alter, das Schicksal müßte denn von Außen feindlich eintreten, wie denn auch den fruchtbaren und wohlbestellten Acker eine Landplage treffen kann. Und das Wissen, die geistige Fähigkeit, die in Stand setzen, uns rüstiger durchs Leben zu kämpfen, und die irgend einmal wahrlich

auch dem Glücke begegnen werden, sind sie nicht im Lenz unserer Tage so bequem einzupflanzen, wie die leibliche Kraftfülle, das organische Annähern von dem Normalzustand, welche die Göttin, von der wir sprachen, verlangt, und den die Kunst im Gebilde des sogenannten farnesischen Herkules errathen zu haben scheint? In jenen lächelnden Tagen, wenn wir ihnen nicht selbst Sturm und Gewitter riefen, ist das Gedächtniß einem ausgespannten dichten Linnentuche ähnlich; den frischesten haltbarsten Oelfarben gleicht, was dort aufgetragen wird. In späterer Zeit, oder wenn man durch Entmarkungen sich an dem eignen Heil versündigte, bringt man nur bröcklichtes Pastell noch auf ein Sieb. Wie die Arme durch Heben und Fechten, die Beine durch Laufen und Tanzen, sind Urtheile, Einbildungsvermögen und andere Seelenkräfte, durch angemessene Uebungen zu stärken, ja sie geben noch weit feinere, schärfere Modifikationen zu.

Funfzehnjähriger noch ununterrichteter Jüngling, sammle doch Reichthum, er liegt ja an deinem Wege. Ist deine frühere Knabenzeit nicht ganz mit Unterricht versäumt worden, so darfst du keck sprechen: Ich will im fünfundzwanzigsten Jahre ein stattlich gesunder, kernhafter, ein lebensmuthiger Kerl seyn, einem Riesen zu gleichen, sieht man das wurmstichige Wollustgesindel neben mir. Ich will fünf Sprachen kennen, ein mathematischer Kopf, ein philosophirender Kopf seyn, wie nur wenige im Lande, in der Kunst oder Wissenschaft, der ich vorzüglich als Lebensberuf huldige, meinen Meister suchen. Wie mit Trutz- und Schutzwaffen gerüstet, stehst du dann vor dem weiteren Lebensweg, wie schwach werden die physischen und moralischen Uebel nur auf dich anrücken. Alle Stümperei, welche der wohlbegründete Anspruch bestreitet, hauchst du davon; mit der Schurkerei wird es freilich so leicht nicht gehn, aber du magst sie der Zeit

übergeben, bist ja an Zeit reich, so werden endlich dir auch da Triumphe. Wolle nur und du vollbringst. Stehe jeden Morgen um vier Uhr auf — der Landmann muß es ja auch — bade Jahr aus Jahr ein täglich kalt, treibe zwei Stunden lang harte, steigende Leibesübungen, und baue acht Stunden den Kopf an: so hast du im fünfundzwanzigsten Jahre alles das und mehr gesammelt, was oben aufgezählt steht. Sogar, wenn du ganz arm bist, wird dir noch so viele Muße bleiben, deinen Unterhalt zu verdienen, und das dir auf einem oder dem anderen Wege schier von Tag zu Tage leichter werden. Und um so nützlicher, wenn dieser Unterhalt im Anfang nur karg ist, deine innere Lebenskraft lernt dann eine wirthliche Haushaltung mit kleinen Erregungen üben. Davon legen Soldaten, Matrosen, Taglöhner in ihrem starken Wohlseyn ein Zeugniß ab, wenn Genußfülle bald matter Siechlinge spottet, denen alle Kunstreize

nicht

nicht mehr aufhelfen. Gegen den Lebensabend mehre allmählig das Erregen durch Zugaben, und es leuchtet ein, du wirst dein Ziel noch weiter hinausstecken.

So reich an Kraft und Wissen kann sich also ein Jüngling sammeln, nicht einmal den Reichthum genannt, der schon allein in anerzogener Mäßigkeit wohnt. Dennoch thun sie es nicht, verarmen, verkrüppeln lieber. Hingegeudet werden Zeit und Kraft. Einem elenden Hang zur Trägheit leisten sie nicht einmal Widerstand, kosten nicht den schönen Lohn der Selbstbilligung, den er neben anderen wichtigen Vortheilen bringt. Die Syrene Wollust, die sie früh schon an ihr hämisch Narrenseil bindet, foppt und äfft sie nach Belieben, immer rennen die Thoren wieder in die Falle, schnappen nach dem winzigen Bröcklein süßen Giftes, wie oft sie auch schon erfuhren, die Pein der Reuestunden, die Schmach eigner Verachtung wiege den schnellentflohe-

nen Kitzel hundertfach auf. Sie rauben ihre jetzige Haabe und das Eigenthum der Zukunft, bis ihnen endlich die Augen geöffnet sind, die Bettler aber nur ein „zu spät!“ noch wimmern können.

Und woher all die Thorheit, woher ein so fauler Wille zum Guten, ein so flinker zum Bösen? Die Einsicht mangelt dem Jünglinge. Wohl sagt es ihm die Erfahrung genug, allein sie erhebt ihre Stimme nur im Munde der Alten, und diese nahen ihm nicht gefällig, was scheint und blendet, spricht dem Lenz mehr an. Wohl lernt er die Gründe, welche die Unvernunft schlagen, hören, aber nicht kennen. Statt er sich damit, wie mit Löwen, umstellen sollte, die Hyäne Leidenschaft abzuwehren, sind es ihm Haasen, deren freilich Tausend vor einem Wolf laufen. Schlimm, schlimm. Der arme Pomow empfand das wohl.

Doch er sollte genesen, ehe die Krankheit noch zu weit um sich gegriffen hatte.

Sein Regiment kam nach einer Handelstadt am baltischen Meere in Besatzung. Es gab dort viele reiche Kaufleute, die gesellschaftliche Zirkel hielten, und die Offiziere gern an ihre Tafeln zogen. Dies widerfuhr auch unsern Yomow häufig, besonders von Seiten eines Großhändlers, der sich Wlomin nannte. Er hatte eine funfzehnjährige Tochter, deren seltne Schönheit, eben im bezaubernden Aufblühen, alle Blicke anzog, und die eine vortreffliche Bildung des Geistes und Herzens auszeichnete.

Schon das erstemal, als Yomow die holde Elisabeth zu Gesicht bekam, empfand er eine ihm bis dahin völlig unbekannte Rührung. Alle weibliche Schönheit hatte er nur wie einen Gegenstand üppiger, lüsterner Wünsche betrachten gelernt, diese legte ihm Verehrung auf. Wenn sie sprach, klang ihm der Ton ihrer lieblichen Stimme wie eine harmonische Musik. Aeußerte sie lebendige innige Gefühle

für alles Gute und Edle, schien ihm in ihren Reden, wie zart und sanft auch sie hinflossen, eine Strafpredigt zuzudonnern, urtheilte sie über einen und den andern Vorwurf klug und treffend, war es ihm, als strahlte eine ihm zeither fremde Helle in seine innere Welt. Er lernte Betrachtungen über sich anstellen, ein Geschäft, wozu ihn die Zerstreuungssucht während seines ganzen Soldatenstandes nicht hatte gelangen lassen. Er fing an, sich zu tadeln, das Bessere liebzugewinnen, sah ein, er müsse sich, wenn er nicht ins Verderben gerathen wolle, von seinem leidenschaftlichen rohen Leben entfernen, ergriff ein löbliches Vorhaben.

Aber noch schwach. Die Zeichen der Verwandlung hafteten nur jezuweilen an ihm. Bemerkten sie die Wüstlinge, mit denen er es zeither getrieben hatte, sah er sich von ihnen verspottet. Dies konnte ein falscher Ehrgeiz, der von den Kameraden sich gebilligt sehn

wollte, nicht tragen, die alten Strudel zogen ihn fort.

Lud ihn der Kaufmann Wlomin dann einmal wieder ein, Yomow sah Elisabeth, peinigte ihn quälende Reue über die neuen Verirrungen, alles in seiner Seele ward Entschluß, auf ewig davon sich zu trennen. Einige Tage hielt dieser Entschluß fest, er fühlte die Süßigkeit der Selbstachtung, ihm ward klar, wie er es anzufangen habe, dies hohe Kleinod zu erhalten, doch — nicht lange, und er wankte abermal.

Warum vermag ich die Kraft nicht zu gewinnen, sagte er sich, zu bleiben, wie ich doch zuweilen bin. Es ist, als ob von dem Anblick des Mädchens eine Art Heiligung in mein ganzes Wesen strömte, ich muß den Anblick mir oft, täglich verschaffen.

Er miethete eine Wohnung dem Kaufmann gegenüber. Dies half. Elisabeth erschien oft am Fenster — vielleicht öfter als

zeither — befand sich an der Thüre, wenn Yomow ausging, oder heimkehrte, die Gasse war nicht breit. Kein Aufenthalt zog den Jüngling nun mehr an, als sein Stübchen, von wo er so viel schauen konnte, was sein Gemüth so hoch und mächtig berührte. Nun widerstand er allen Lockungen entarteter Kameraden, verachtete ihren Spott. Seine edlere Haltung befestigte sich immer mehr, und blieb auch von den Oberen nicht unbemerkt, die ihn zu schätzen begannen.

Die viele müßige Zeit wandte er nun rühmlich an. Er lieh hie und da, und mit Auswahl, Bücher, schöne Wissenschaften läuterten, stärkten seinen Geist, die Kenntnisse, welche sein Beruf dem Offizier auflegte, suchte er sich mit vollem Ernst anzueignen, und er machte um so schnellere Fortschritte, als der Grund, den er einst im Kadettenhause gelegt hatte, nicht unbedeutend, sein natürliches, jetzt so befiedertes Talent aber, sehr bedeutend war.

Nur ein Jahr solchen Strebens, und Yomow hatte es sehr weit gebracht.

Er zeichnete einige Plane von Schlachten, wo die Russen unter einem Peter I., einem Münnich und Orlow gesiegt hatten, und überreichte sie dem Obersten. Dieser fand die Arbeit vortrefflich, und schickte sie, den ehemaligen Zögling mit Wärme empfehlend, dem General Zoritsch. Solche Beweise fleißiger Thätigkeit pflegten von ihm freigebig belohnt zu werden. Yomow empfing ein Geschenk von Dreihundert Rubeln, womit er nicht allein seine noch übrigen Schulden bezahlen, sondern auch sich neue Hülfsmittel zu seinen Studien verschaffen konnte.

Bald darauf sprach man von einem nahen Kriege mit der Pforte. Das Gefolge des Fürsten Potemkin sollte vermehrt werden. Man suchte zu dem Ende junge Offiziere von Wissenschaft. Yomow's Oberst, der beim Fürsten galt, schlug ihm seinen jetzigen Liebling

vor, neue Arbeiten desselben einsendend. Sogleich langte von Petersburg ein Schreiben an, Yomow war zum Hauptmann in Potemkins Generalstaab ernannt. So viel vermag ein Jüngling in kurzer Zeit, wenn er es versteht, mit seiner, in den Frühlingstagen so reichen, Kraft zu wuchern, und wenn — meistens gehört dies auch dazu — irgend ein glückliches Ereigniß ihn mit dieser in ihm wohnenden Kraft vertraut macht, und sie stählt.

Yomow war bei dem Allen mehr traurig als vergnügt. Seine Beförderung ehrte ihn hoch, öffnete ihm günstige Aussichten für die Zukunft, dagegen sollte er nun einen Aufenthalt meiden, der ihm so unendlich theuer war. Mit einem gewissen Aberglauben hing er daran, sich der wundervollen Einflüsse, von ihm ausgegangen, hinlänglich bewußt. Er sagte heimlich zu sich: wer steht mir ein, daß ich, von Elisabeths Anblick entfernt, nicht die

Bahnen meiden werde, die ich zeither mit glücklichem Erfolg betrat. In meiner neuen Lage wird die Verführung mir anlockender begegnen, als jemals. Zu Petersburg, im Lager des Fürsten, wohnen Glanz und Hochleben, das Spiel, der wilde Trunk, die Sucht, durch allerhand nichtigen Schimmer sich geltend zu machen, die Zeit mit Ausschweifungen zu tödten, sind gewiß da zu Hause, wo die Söhne des reichen Adels zusammenströmen, und keine Strenge wird sie tilgen. Mächtig sind Beispiele. Leicht ziehen sie fort. Nach den schlimmen Erfahrungen, die ich über meinen wankelmüthigen Sinn zähle, kann ich in der That nicht für mich bürgen. Ich kann mich in Verschwendungen stürzen, die meine Einnahme nicht gestattet, säumig zu Werke gehn, wo eine Sehnsucht, erweiterten Unterricht zu schöpfen, und Thaten, des Lohns der Ehre würdig, zu vollbringen, keine Minute hinwerfen soll. Was schützt, beflügelt mich

fortan? Ich selbst bin einmal wenig, muß es mir treu und wahr bekennen. Aus dem Zimmer weg, das mich wie ein Heiligthum umgab, wird der schöne Zauber entfliehen.

War das eine seltsame Schwärmerei, so konnte ihr auch Niemand eine Zugabe von heller Vernunft absprechen, die bei einem Jüngling nicht eben oft zu finden ist.

Wehmüthig ging er zu dem Kaufmann drüben hin, Abschied zu nehmen, und für die häufig erwiesene Gastfreiheit zu danken. Zum letztenmale sollte er bei dieser Gelegenheit die schöne Elisabeth sehn.

Man behielt ihn zu Tische. Den Anwesenden wurde ein Porträt vorgezeigt, für Elisabeths Bräutigam bestimmt. Ein reicher Handelsfreund des Hauses Blomin zu Copenhagen hatte einen Sohn, der sich jetzt auf Reisen befand. Auf gut kaufmännisch hatten die Väter ihre Kinder versprochen, weil, ihren Meinungen nach, Geld und Geld einen, die

besten Ehen stiften hieß. Gesehn hatten sich die für einander Bestimmten nicht, von Copenhagen war das Abbild des jungen Carlson gesandt worden, dagegen hatte man nun ein Contrefei der Braut darstellen lassen, das, wenn erst ein Juwelier in Petersburg es mit Diamanten umgeben haben würde, nach Dänemark eingeschickt werden sollte. Uebrigens wollte man die Verbindung nach einigen Jahren erst vollziehn, wenn der junge Carlson zuvor in Bordeaux, Cadix, Livorno und Triest sich zum vollkommnen Börsenmann würde ausgebildet haben.

Elisabeth's Bestimmung war unserm Yomow nicht fremd geblieben. Oft hatte man ihrer im Wlominschen Hause Erwähnung gethan. Dem ersten Entsetzen, das mit jener, ihn im Anfang beinahe zermalmenden, Neuigkeit über den Jüngling kam, war eine dumpfe Resignation gefolgt. Er hatte in jenem Augenblick erst einen recht lebendigen Sinn für

die Glückseligkeit, welche an den Besitz dieser Herrlichen geknüpft seyn müsse, empfangen, ein recht glühender Wunsch danach war ihm, der bis dahin die geheime Richtung seines glühenden Antheils nur dunkel und verworren kannte, damals erst lebendig erwacht, doch hatte er bald sich mit wundem Herzen gesagt: weder seine Armuth, noch sein ganzer Belang, dürften zu solchen Ansprüchen sich erheben. Doch blieb ihm auch Liebe ohne Hoffnung schön und heilig, die Phantasie sollte ihm des Mädchens Bild ewig bewahren. Aber es hatte ihn theils mit tiefem Schmerz, theils mit einer Art Wonne gefüllt, daß Elisabeth mit Kälte, und überhaupt nicht gern von ihrem Verlobten zu sprechen schien.

Das Gemälde fand Bewunderung. Es enthielt die sprechendste Aehnlichkeit, die Meisterhände den Farben einhauchen können. Man hatte es vorläufig in eine metallne Kapsel, etwas größer wie ein Silberrubel, gefügt.

Es kam auch in Yomow's Hand. Er bebte im Berühren, fühlte, daß seine Wange hoch entflammte. Nur die Sorge, man könne seine Bewegung wahrnehmen, machte, daß er es schnell dem Nachbar hingab. Dieser fragte, wieviel Wlomin dem Maler dafür bezahlt habe? Zehn Dukaten, war die Antwort. Endlich wurde das Gemälde auf einen Tisch gelegt.

Nach aufgehobner Tafel ging die Versammlung in andere Zimmer, wo man spielte. Yomow nahm keinen Theil daran, wollte sich, da er noch manches Geschäft zu besorgen hatte, zeitig entfernen. Demungeachtet blieb er noch immer, schwer lag die Trennung auf dem Wehmüthigen. Zerstreut ging er umher, man achtete nicht auf ihn.

Ein geheimer Zug rief ihn in den Speisesaal zurück, wo sich jetzt Niemand befand. Er hoffte das Gemälde noch dort zu finden, und seiner Anschauung sich ohne Zeugen hin-

geben zu können. Es lag an der alten Stelle. Er trat damit zum Lichte. Nie war ihm die Brust so überschwänglich voll gewesen.

Hätt' ich dies Bild, seufzte Yomow vor sich, um keine Schätze der Welt gäb' ich es hin. Alle meine Furcht, wieder zu entarten, müßte schwinden. Es würde mir ein Talisman gegen alle Verführung seyn. Zu meiner Schutzgöttin wollte ich Elisabeth weihen, ein Blick auf diese heiligen Züge, und an Kraft zu allem Edlen und Guten würde ich nimmer Mangel leiden.

Plötzlich ergriff ihn ein verwegner Einfall. Wie, sagte er sich, wenn ich das Gemälde entwendete? Es wäre ein köstlicher, ein göttlicher Raub, ich erbeutete das Glück meines Lebens. Ich hätte volles Recht, seiner Wirkungen auf mich halber, die That einen tugendhaften Raub zu nennen. Würde mir doch mit ihm die Tugend ewig zur Seite stehn.

Er sann weiter nach. Aber es wäre zugleich eine schimpfliche That. Warum schimpflich? Weil man ein neues Bild müßte fertigen lassen. Nun, das würde zehn Dukaten kosten. Bezahlte ich sie, wiche das Schimpfliche doch. Der Maler träfe vielleicht nicht wieder so glücklich. Nun, für den herzlosen Bräutigam, der zu Elisabeths Reichthum sieht, immer gut. Welch ein Herz wird ihm denn auch für diese Züge schlagen.

Yomow rang mit seinem Entschluß. Es drängte ihn übermächtig dazu, die Gelegenheit war so günstig. Er besaß nicht viel mehr als zehn Dukaten, sie waren ihm zu seiner neuen Einrichtung fast unentbehrlich, demungeachtet handelte er nach dem mächtigen Drang des Augenblicks. Er wickelte die Summe in ein Papier, legte es an die Stelle, und hatte, ehe er es selbst versah, das Gemälde im Rock.

Er verfügte sich wieder in die Spielzimmer. Von Bangigkeit, man würde nach dem

Gemälde fragen, und noch bei seiner Anwesenheit entdecken, was geschehen sey, klopfte seine Brust. Daß ihn seine Wangen in diesem Fall anklagen würden, sah er unbezweifelt voraus. So weilte er denn nicht lange mehr, schlich heimlich davon, machte die übrigen Geschäfte so schnell als möglich ab, und nahm in der Nacht Postpferde.

Am folgenden Morgen sah man im Wlominschen Hause erst wieder zu dem Bilde. Kein geringes Aufsehn, statt dessen zehn Dukaten zu finden. Wer hatte das gethan? Ein Verliebter ohne Zweifel. Die Gesellschaft war zahlreich gewesen. Auf Pomow riethen weder Vater noch Mutter, ihm hätten sie nicht zugetraut, daß er die Summe so leicht missen könne. Elisabeth hingegen argwohnte auf Niemanden sonst, ja sie hatte, ihn unvermerkt mit ihren Blicken geleitend, ihn recht wohl in den Speisesaal schleichen sehn. Wlomin war unmuthig, durch diesen Umstand Zeit zu

verlieren, und ließ den Maler eilig wieder holen.

Jason, da er das berufene Vließ gewonnen hatte, konnte unmöglich in solchen Triumphgefühlen schwelgen, wie Yomow nun auf seiner Reise. Er hatte das Bild mit seiner Kapsel an eine Schnur befestigt, und trug das Heiligthum an der Brust. Dort sollte es auch der Tod nicht entfernen, denn ein Blatt seiner Schreibetafel sagte: „Sollte ich in dem bevorstehenden Kriege fallen, so will ich, daß ein Gemälde, das man unter meiner Weste finden wird, mit mir begraben werde."

Er langte in Petersburg an, und meldete sich bei dem Fürsten. Der Empfang war ungemein huldreich, Yomow's einnehmende Gestalt, seine edle Haltung, seine geistvollen Antworten machten ihm den Feldherrn, der zuvor schon eine vortheilhafte Meinung von ihm gefaßt hatte, noch mehr zugethan. Ein reiches Geschenk desselben ließ ihn auch jenen Ausfall,

den seine Baarschaft neulich gelitten hatte, nicht weiter missen.

Er mußte an den Ausarbeitungen der Plane zum nahen Kriege helfen. Sein Fleiß, sein Eifer vertraten die mangelnde Erfahrung. Yomow, durch seinen mächtigen Beschützer aufgemuntert, wagte hie und da eigne Vorschläge. Er hatte die Genugthuung, manche darunter mit Beifall angenommen zu sehn, und der Fürst zeigte ein solches Vertrauen zu des jungen Mannes Talenten, daß er ihm noch vor dem Ausmarsch den Majorsrang verschaffte.

Yomow dankte nun öffentlich dem Feldherrn, und heimlich seinem Gemälde. Denn seine nun viel höher fliegende Schwärmerei ließ es sich nicht ausreden, daß er den Grund seines neuen Glückes nur in seiner Nähe zu suchen habe. Ohne des Bildes Kraft hätte er auch ohne Zweifel nicht so viele Thätigkeit, so viel Muth und kühnes Selbstvertrauen ge-

äußert. Die Stifter der katholischen und griechischen Bekenntnisse ahnten wohl, daß aus Farben her viel in die Seele strömen kann, und stellten die Gemälde, welche Puritaner entfernen, klüglich zur Religion. Hohe Liebe aber schwingt sich noch weiter auf, als Religion, oder ist vielmehr auch eine Religion.

Was bei dem Allen aber den Wirkungen, die Yomow's Bild hatte, noch viel an Weihe zulegte, war ein Brief ohne Namen, den er einige Tage nach seiner Ankunft in Petersburg empfing. Er lautete:

„Haben Sie ein gewisses Bild entwendet, ahnen Sie auch, welche Hand diese Zeilen schrieb. Möge das Bild segnend wirken. O daß ich nichts mehr vermag. Leben Sie wohl!"

Yomow sah nicht allein seine That errathen, sondern auch sein Herz. Ihm ward süß und weh dabei. O warum ist Elisabeth nicht arm, seufzte er, denn hätte man sie nicht jenem Rechner zugesagt, ich könnte all' mein

Streben, dem jetzt ohnehin bedeutende Hoffnungen winken, an das höchste irrdische Glück setzen! doch umsonst, ewig zu entsagen, ist mein Loos!

Der Brief wurde zu dem Bilde gefügt, und mit gleicher Andacht beiden täglich huldigend gelobt, was edel war.

In der That nahte unserm Yomow die Verführung oft. Man sah ihn, seines schnellen Aufsteigens willen, als einen Liebling des Fürsten an, drängte sich um ihn, suchte ihn durch Feste und dargebotne Belustigungen zu erfreuen und für sich zu gewinnen. Man nahm ihn willig in die Cirkel der Vornehmsten auf. Yomow erschien zwar, doch nur, um den Ton der großen Welt, so viel es ihm nöthig schien, sich anzueignen, und Menschen und Dinge näher kennen zu lernen. Auf anlockende Syrenenstimmen achtete er dagegen nicht, allem was Ausschweifung hieß, konnte er ohne Mühe entfliehn. Denn zeigte es sich ihm in einer, seinem Vor-

haben, durch Reinheit Elisabeth würdig zu seyn, gefährlich dünkenden Aussenseite, durfte er nur die Hand aufs Herz legen. Mit einem Berühren des Bildes fühlte er sich bewaffnet, er erblickte in den reitzenden Gestalten, welche die Verführung annahm, schaale Nichtigkeit.

Der Feldzug begann. Yomow suchte auf alle Weise ihn für sich unterrichtend zu machen. Die Geographie der Länder, in welche man rückte, hatte er schon zuvor mit seltnem Fleiß sich bekannt gemacht, nun prüfte er, wohin er kam, eifrig die Karten, und ergänzte ihre Mängel. Eben so wußte er die Geschichte der Kriege, welche ehedem in diesen Gegenden statt hatten, konnte bequeme Lagerplätze angeben, wußte genau, wo die Generale der Vorzeit sich Bedürfnisse angeschafft, welche ungewöhnliche Hülfsmittel sie hie und da in den Eigenthümlichkeiten des Landes gefunden hatten. Ihm waren Hauptstraßen, wie Nebenwege und Fuhrten bekannt, hatte er auch die Provinzen,

wo sie anzutreffen waren, bis dahin nie betreten. Auch übte er sich rastlos im schnellen Ueberblick des einzelnen Geländes, und einer eben so schnellen Aufzeichnung. So konnte er, vorzüglich in Bessarabien, in der Moldau und Wallachei, sehr nützlich seyn, Ländern, von denen man nur unvollkommene örtliche Beschreibungen und Karten besaß.

Er wohnte jenem fürchterlichen Sturm vor Oczakow bei. Im Anfang schauderte er, die Batterien erblickend, die von den hohen Wällen den Tod sandten. Er fühlte, wie der Soldat immer Mensch bleibt. Doch hatte er kaum sein Gemälde betrachtet, so glühete auch ein alle Gefahren verachtender Heldenmuth in ihm auf. Er gehörte zu den Ersten, die jene Wälle hinaufstiegen, eroberte, mit der ihm zugetheilten Mannschaft eine von jenen schrecklichen Batterien, und ließ ihre Feuerschlünde auf den Feind richten. Eine Wunde, die er bekam, hinderte ihn nicht, den Kampf fortzusetzen.

Sie war auch nur leicht, seine zeither durch Mäßigkeit und Leibesbewegung vielgestählte Natur machte, daß er nach einigen Wochen schon davon genaß. Er empfing zum Lohn der Tapferkeit ein Ehrenzeichen.

Den ersten wie den zweiten Feldzug hindurch, erwarb er sich fortdauernd die Zufriedenheit des Feldherrn, und bei wie vielen gefährlichen Treffen er auch zugegen war, der Tod ging stets an ihm vorüber. Es schien, auch das Glück habe sich an sein Bild gekettet.

Einst mußte er ein Dorf, Kili genannt, vertheidigen. Nur wenige Compagnien standen unter seinem Befehl, die Ottomannen rückten mit großer Ueberlegenheit und Erbitterung an. Hülfe konnte ihm vor der Hand nicht gesandt werden. Drei Tage hindurch mußte er den wiederholten Angriffen stehn, die Hälfte seiner Mannschaft blieb, demungeachtet behauptete er den, für das ganze Heer wichtigen

Posten, und schlug die Feinde mit großem Verlust zurück. Wenn alle Kräfte ihm gewichen schienen, zauberte er sie zurück, wir hörten schon wodurch.

Endlich nahte Hülfe, die Türken mußten ihre Absicht völlig aufgeben. Yomow ward zum Feldherrn gerufen, der ihn umarmte, und ihm den Auftrag gab, die Nachricht von dem rühmlich bestandnen Scharmützel selbst als Courier nach der Hauptstadt zu bringen. Das eingehändigte Schreiben war von so fürsprechendem Inhalt, daß ihn die Kaiserin zum Obersten ernannte, und ihm daneben noch einige Tausend Bauern schenkte. Daneben sollte er sich künftig nicht mehr Yomow, sondern nach dem Orte, wo er so schöne Lorbeern gepflückt hatte, Kilinskoi nennen. Er war also nicht allein erhöht, sondern auch reich. Auch standen sich in jener Zeit Obersten, die einem Regiment geboten, im russischen Dienst wohl jährlich auf Zwölftausend Rubel. Und

ein Regiment wurde ihm, bei der nächsten Gelegenheit, versprochen.

O Himmel, dachte Kilinskoi, wie soll ich Elisabeth, der schönen Wohlthäterin, danken! Er traf einen Jugendfreund in Petersburg. Diesem entdeckte er seine Liebe, und bewog ihn, eine Reise nach Copenhagen zu machen. Sein Auftrag lautete, zu sehn, ob der junge Carlson bereits vom Auslande heimgekehrt sey. Wäre dem also, dann sollte der Freund versuchen, ob bei dem Manne, der nur um Schätze sich zu vermählen dachte, mit Schätzen nichts auszurichten sey. Gern will ich die empfangenen Güter verkaufen, sagte der Liebende, biete ihm den ungefähren Betrag, er kann sich dann ja nach einer anderen Goldbraut umsehn, und mithin doppelt gewinnen. Um jeden Preis, den ich noch außerdem leisten kann, suche ihn zu bewegen, daß er von seiner Heirath mit Elisabeth absteht. Den

Erfolg melde, so bald es seyn kann, mir nach Jassy, wohin ich jetzt eilen muß.

Der Freund sagte sein Bestes zu, und der neue Oberst ging wieder zum Heere ab. Nach wie vor hatte er gefahrenvolle Dienste zu übernehmen, nach wie vor behauptete er seinen erworbnen Ruhm.

Endlich zog das Heer vor Ismail. Die Festung war zahlreicher bemannt, als die Truppen, welche sich zu ihrer Eroberung gesammelt hatten. Eben so hatte sie Werke, mit deren Hülfe der Feind sich hartnäckig vertheidigen konnte. Billig nahm man daher Anstand, wollte noch Verstärkungen abwarten. Auch leiteten sich damals schon Friedensunterhandlungen mit Constantinopel ein.

In diesem Lager empfing der junge Held ein Schreiben seines Freundes, der währenddessen in Copenhagen gewesen, und von da zurück nach Petersburg gekommen war. Es hieß darin:

„Die Heirath des Herrn Carlson mit Elisabeth Wlomin ist nicht mehr zu fürchten, aber die Ursache wird Dich traurig machen. Auch hat es nicht einen Rubel gekostet, den Bräutigam zum Abstand zu bewegen. Er war, nicht lange vor meiner Ankunft, wieder zu Copenhagen eingetroffen. Ich suchte seine Bekanntschaft auf einem Kaffeehause, und fragte ihn, ob ich die Ehre hätte, den Herrn Carlson zu sehn, der, wie ich zu *** erfahren, Demoisell Wlomin heirathen werde. Den Teufel werde ich sie heirathen, antwortete er trocken, ihren Vater hat, durch den Fall einiger Londner Häuser, ein Bankerott getroffen. Seine Schuld, warum hat er beim Creditgeben unvorsichtig gehandelt. Es war nun unnöthig, Summen zu bieten. Die Nachricht von Wlomins Unfall geht Dir ohne Zweifel zu Herzen. Deine Liebe hingegen wird sich vermuthlich an den Bankerott nicht binden. Wlomin, dies hörte ich nun hier, wohnt auch nicht mehr

in ***, er hat sich nach einem Städtchen bei Twer zurückgezogen, wo er in Dürftigkeit leben soll. So weit meine Botschaften.

Kilinskoi gerieth vor Entzücken außer sich. Eben dieser Bankerott brachte es über ihn. Dazu die Aussicht auf den nahen Frieden. Wer konnte sich glücklicher fühlen.

Bei dem Allem wollte Potemkin Ismail noch einnehmen. Man sagte, eine Dame habe die Meinung geäußert: mit diesem Ruhm würde er sich nicht mehr zu schmük-ken vermögen, und er sie vom Gegentheil überführen wollen.

Dies mag wahr oder nicht wahr seyn, Suwarow mußte Anstalten zu einem allgemeinen Sturm treffen.

Den Ort auszuspähn, wohin die Hauptangriffe sich wenden könnten, mußten verschiedene Offiziere den Außenwerken nahen, und Besichtigungen anstellen. Schwieriges Geschäft. Auch Yomow hatte die bedenkliche

Ehre, sich mit ernannt zu sehn. Man gesellte ihm einige Kosaken bei, und er begab sich auf den Weg.

Die türkischen Posten gaben Feuer und zielten gut. Der Oberst empfing einen Schuß durch den Hut, ein anderer streifte ihn an dem Arm, von einem dritten sank das Pferd unter ihm todt zu Boden. Er hatte ein zweites in der Nähe und schwang sich hinauf. Plötzlich brach ein Haufe von Spahis, der hinter einem Erdaufwurf sich verdeckt gehalten hatte, mit Ungestüm hervor.

Ein Regen von Pistolenkugeln begann die Fehde, dann saus'ten Wurfspieße und mähten Säbel. Die Kosaken ließen ihre langen Piken auch nicht ruhn. Die Ottomannen waren jedoch zweimal so stark. Ihr Anführer drang auf Yomow ein, zielte mit dem Wurfspieß, und schleuderte ihn mit heftiger Gewalt auf des jungen Obersten Brust. Die Spitze brach, Yomow sank betäubt vom

Pferde. Die Kosaken hielten ihn todt, schnaubten vor Wuth, und boten allen ihren Grimm auf, ihn zu rächen. Ein Feind nach dem andern lag erstochen. Noch einige muthige Gegenwehr, dann flohen die Uebrigen eiligst.

Yomow lag noch immer ohne Besonnenheit da. Seine Leute wollten den vermeinten Leichnam ins russische Lager bringen. In dem Augenblick erholte sich der Offizier, konnte sogar bald aufstehn. Einige von seinen Begleitern hatten genau wahrgenommen, daß ihm der Spies in die Brust flog, begriffen jetzt nicht, ihn lebend zu sehn, da sie die Schärfe dieser türkischen Waffe kannten. Man fand indessen die abgebrochene Spitze. Yomow, der nach und nach mehr zu sich kam, faßte unter seine Uniform, und bemerkte, das Glas vor seinem Bilde sey entzwei. Er nahm es hervor. Siehedа! der Wurfspieß hatte das Gemälde in der Mitte

getroffen, das Metall der Kapsel zu seinem Harnisch gedient. Ein wenig durchlöchert war es demungeachtet, aber die Spitze hatte dann brechen müssen. Die Gewalt des Wurfes gegen seine Brust, machte übrigens, daß er betäubt vom Sattel fallen mußte.

Jetzt athmete er wieder frei; eine unbedeutende, mit einigen Schmerzen verbundene Geschwulst von etlichen Tagen abgerechnet, hatte die Verletzung nicht die geringsten Folgen. Ohne das schirmende Busenbild wäre er hingegen unausbleiblich verloren gewesen, denn es hing grade vor dem Herzen.

Mit welchen Augen er nun erst sein Heiligthum betrachtete, läßt sich denken. Ein gütig Schicksal wollte auch, daß er aus dem folgenden Sturm lebend und gesund zurückkehrte. Seine auch da bewiesene Tapferkeit wucherte ihm ein neues Ehrenzeichen, und ein Regiment Fußvolk ward unter seinen Befehl gegeben.

Nicht lange danach schloß man einen Frieden mit den Osmanen; Yomows Regiment gehörte zu denen, welche am ersten in die Heimath zurückkehrten. Es sollte in Nowogrod Quartier beziehen.

Das Städtchen, worin Wlomin seinen Aufenthalt genommen hatte, lag auf dem Marsch nach Norogrod nicht viel aus dem Wege, der Oberst konnte es durch einen Vorwand leicht bewirken, daß sein Regiment hindurch kam.

Die zum Quartiermachen vorausgeschickten Soldaten trafen in dem Städtchen ein und meldeten das Regiment auf den folgenden Tag. Ihr Offizier begab sich zum Kaufmann Wlomin, und zeigte ihm an, wie der Oberst Kilinskoi sein Quartier bei ihm nehmen wolle. Jener war befremdet, und gerieth in Verlegenheit. Des Mannes Bankrott war in der That unverschuldet, er hatte auch, wie er sonst immer den Werth des Geldes kennen mochte, alle seine Bestande treulich ausgeliefert, und

lieber

lieber ehrlich darben, als das Gewissen beflecken wollen. Die jetzige Zuflucht hatte ihm ein Vetter angeboten, dem das kleine, von ihm bewohnte Haus gehörte. Er gab einigen Knaben Unterricht im Schreiben und Rechnen, seine Gattin hatte eine Mädchenschule angelegt, wobei Elisabeth sie unterstützte. Alles das warf kärglichen Gewinn ab, und einen Obersten aufzunehmen, mangelte dem Hause alle Bequemlichkeit.

Mit Seufzen an die Zeiten denkend, wo er in Glanz lebte, suchte Wlomin den Antrag von sich zu entfernen. Der Herr Oberst, sagte er, denkt mir eine große Ehre zu, allein ich muß beklagen, daß ich nicht im Stande bin, Raum und Bewirthung für ihn aufzubringen. Das Städtchen zählt jedoch verschiedene Einwohner, die —

Ei, fiel der Offizier ein, der genaue Weisung empfangen hatte, der Oberst Kilinskoi will aber bei Ihnen wohnen.

Oberst Kilinskoi, den Namen hörte ich nie, entgegnete Wlomin, er wird also auch mich nicht kennen. Vielleicht ein Irrthum, er meint irgend Jemand im Städtchen, den er sonst schon sah.

Ziemlich rauh versetzte der Offizier, es wundre ihn, daß man hiesigen Orts sich gegen die Aufnahme von Kriegern sperre, die eben dem Vaterlande in blutigen Schlachten tapfer gedient hätten. Er hätte seinen Auftrag vollzogen, man könne jetzt nach Gutdünken handeln.

Er ging, und dem armen Wlomin blieb nichts, als im Hause zu veranstalten, was möglich war. Denn man wollte den Zorn des Obersten auch nicht auf sich laden. Die beiden Frauenzimmer weinten, dem ungeladenen Gast ein Zimmer ordnend und ein Mahl auf den andern Tag bereitend.

Er kam heran. Mit Klang und Spiel zog das Regiment ein. Elisabeth lief doch ein

wenig zum Fenster, auf die Janitscharenmusik zu hören. Es überraschte sie, konnte sie aber in ihrer trüben Stimmung nicht vergnügt machen, daß diese Janitscharen ein ihr sehr wohl bekanntes Lied bliesen. Sie hatte es zu ihrem Lieblingsliede gemacht, als sie noch in *** wohnend, es auf dem Pianoforte gespielt, und es dem Lieutenant Yomow so ungemein gefallen hatte. Diese Melodie rief ihr nun jene Zeit lebendig vor die Seele, preßte ihr, in Erinnerungen mancher Art, Thränen aus. Gewiß, dachte sie in diesem Augenblick, hat mich Yomow damals geliebt, das beweisen viele Zeichen, gewiß hat er sich mein Bild zugeeignet. Was mag aus ihm geworden seyn? Wenn er in dem Kriege nur nicht geblieben ist. O Himmel, dann hätte das Leben vollend allen Werth für mich verloren. Doch ich Thörin! würd' ich ihn, auch wenn er lebt, je wiedersehn? In diesem abgelegenen Winkel? Möcht' ich mich auch in dieser traurigen Lage vor ihm

zeigen? Zwar — meiner Armuth willen verachtete mich Yomow gewiß nicht, wie der elende Mensch, der sogleich abtrat, da er von unserm Unglück hörte, ob mich es gleich über dies Unglück tröstet, daß ich jetzt nicht die Seinige werden durfte. Nein so hätte Yomow nicht gefühlt. Yomow war auch arm, und dennoch hat er eine für ihn ansehnliche Summe für mein Porträt ausgewechselt. Dunkel ahnte ich immer, weshalb ihm das Proträt so vielen Werth gehabt haben mag. Wie stolz wollte ich seyn, wenn ich nicht irrte. O einmal, einmal möchte ich Yomow noch sehen und dann sterben.

Unter diesem stillen Selbstgespräch tönte die Janitscharenmusik immer näher. Das Lied hatte geendet, und nun spielten sie einen sogenannten Masurek auf, den Elisabeth mit Yomow verschiedenemal getanzt hatte. Neue Erinnerungen. Es kam ihr wunderlich vor, diese Regimentsmusikanten lauter Sachen vortragen

zu hören, die ihr Gefühl so nahe angingen. Der Zufall dünkte ihr ungemein seltsam.

Endlich wehten die Fahnen dicht vor der Thür, der Oberst ritt vor dem Zug, und konnte nicht umhin, sein schöngeputztes Pferd einige Courbetten machen zu lassen. Wie ihn Elisabeth jedoch ersah, wich sie schnell vom Fenster, und eilte in die Küche zurück. Sie hatte ihren Vater gebeten, nicht am Tisch erscheinen zu dürfen. In dem jetzigen ärmlichen Aufzuge wollte sie dem vornehmen Mann sich nicht zeigen.

Wlomin trat dem Gast entgegen, als er vom Pferde gestiegen war. Yomow, oder vielmehr Kilinskoi, hatte sich im Felde einen großen Backenbart stehen lassen, der bis ans Kinn reichte. Er war zudem viel stärker geworden, die glühende Sonne in der Moldau und Wallachei hatte ihm das Antlitz gar sehr verbrannt. Es waren beinahe vier Jahre entflohn, seit ihn der Kaufmann nicht mehr gesehn hatte.

Deshalb erkannte er ihn, wozu auch der veränderte Name beitrug, nicht.

Wlomin brachte verlegen Entschuldigungen vor, der Oberst sagte Höflichkeiten, achtete aber wenig auf den Wirth, nur nach Elisabeth spähend. Diese erschien aber nicht, nur seine Gattin stellte ihm Wlomin vor. Daß Elisabeth übrigens da war, hatte Jener schon von dem Offizier, der sie am vorigen Tage gesehn hatte, erfahren.

Wlomin bat nun aufs Neue, sein Gast möchte gütig mit dem kleinen Zimmer und mit einer Bewirthung, wie sie ihm möglich wäre, vorlieb nehmen. Ungeduldig klopfte dem Obersten das Herz. Ei, mein Herr, entgegnete er, Sie klagen so viel über einen drückenden Zustand, und haben doch eine reiche Tochter, die Ihrer Lage gewiß freudig aufhilft.

Wlomin behauptete seufzend das Gegentheil.

Nun fing der andre wieder an, Funk-

zigtausend Rubel setzten Sie doch vermuthlich in den Stand, eine neue Handlung anzufangen?

O ja, antwortete der Kaufmann schwermüthig, eine solche Summe könnte mir helfen, doch nie werd ich sie mein nennen.

Die Tochter giebt sie Ihnen, bauen Sie darauf, nahm Kilinskoi abermal das Wort. Ich nehme es auf mich, deshalb mit ihr zu reden. Haben Sie nur die Güte, sie zu rufen!

Der Kaufmann lächelte schmerzlich und glaubte sehr natürlich, man triebe Kurzweil mit ihm. Der Offizier wiederholte seine Zumuthung drängend. Nur die Tochter gerufen, das Uebrige ist meine Sache. Aber ich muß bitten, einige Augenblicke mit ihr allein bleiben zu dürfen.

Wlomin wußte nicht, was er denken sollte, schloß beinahe auf eine Abwesenheit des Geistes bei dem Ankömmling. Weil dieser jedoch bei seinem Verlangen stehn blieb, und der Kaufmann gern allen Streit gegen Soldaten

mied, ging er endlich in die Küche, und befahl mit Unruhe, Elisabeth möchte zum Obersten hineingehn. Die Mutter, die ihm vorangegangen war, fragte warum? und schien besorgt. Elisabeth flehte, sie mit dem Anmuthen zu schonen. Was er will, errathe ich selbst nicht, entgegnete der Vater, er führt eine befremdende Sprache. Ich bleibe jedoch in der Nähe. Eile, wie du da bist, es giebt sonst keine Ruhe.

Elisabeth, die das räthselhaft fand, und ihres Anzugs willen betreten war, gehorchte mit Zittern und Schaam. Sie schlug bei der Verbeugung, die sie dem Obersten machte, kein Auge auf.

Mademoisell, fing er an, ich bin Ihres Vaters Wortführer. Sie sollen ihm Funfzigtausend Rubel von Ihrem Vermögen schenken, und ich habe kühn zugesagt, die edle Tochter würde es mit Entzücken thun. Was sagen Sie?

Elisabeth hatte ihn nicht verstanden. Er mußte seine Worte zwei-, dreimal wiederholen. Ihr klang aus der Stimme etwas an, das sie in die höchste Verwirrung brachte.

Ich — mein Herr — ich Vermögen? fragte sie endlich stammelnd.

Zweitausend Bauern gehören Ihnen doch, fing Yomow wieder an, in einer Gegend, wo der Kopf jährlich etwa fünf Rubel abwirft. Davon könnten Sie dem Vater auf die genannte Art leicht beispringen. Wenigstens besitzt Jemand dies Vermögen durch Sie, allein durch Sie, und muß es Ihnen abtreten. Er ist es um so mehr schuldig, als er einmal einen heimlichen Raub beging — einen Raub, der bei dem Allen ihn wunderthätig segnete. —

Elisabeth ward bleich, ihr Auge strahlte, sie heftete es noch zweifelnd auf den Obersten.

Er fuhr sanft fort: eine anderweitige höhere Schuld kann er freilich nie entrichten, die Schuld seines Lebens. Eben durch jenen

Raub ward es ihm erhalten. Sehn Sie dies Gemälde —

Sie sind Yomow, fiel Elisabeth hocherröthend und mit Freudenthränen ein, als er es aus dem Busen zog.

„Ein osmanischer Wurfspieß flog dagegen, es hielt den Tod von mir ab. Aber die schönen Züge sind dahin. Mein Leben hat keinen Werth, seit ich sie nicht mehr betrachten kann. Nur denn würd' ich es lieben, wenn ich dem Original des Gemäldes huldigen dürfte. Nehmen Sie mich mit jenen Leibeignen zum ersten Sklaven an."

Elisabeth war einer Ohnmacht nahe. Der Geliebte hielt sie in seinen Armen. Ihr entfuhren die Worte: o glücklicher Bankrott! Sie entzückten, durch ihren vielsagenden Inhalt den glückseligen Krieger.

Was nun weiter geschah, bedarf wohl keiner Mittheilung.

Die
Untergrabung.

Der Baron von L*** hatte ansehnliche Güter in S—n. Auf einem derselben starb der Prediger, ein wackerer, gelehrter Mann, in vorigen Zeiten des Barons Hofmeister. Seine Frau war ihm lange schon ins Grab vorangegangen. Ein holder Knabe von zehn Jahren, ohne nahe Verwandten und Beistand, blieb nach. Der Baron gedachte des von seinem Vater genossenen nützlichen Unterrichts, und hielt es für eine Pflicht der Menschlichkeit, sich des Verwais'ten anzunehmen. Eduard Hohenau — so wurde der Knabe genannt — empfing also im Hause des Baron von L*** seine fernere Erziehung, lernte mit einem desto glücklicheren Eifer, als sein verstorbener Vater schon seine guten An=

lagen bedeutend entfaltet, und ihm einen edlen Drang, sich zu bilden, eingeflößt hatte, und machte sich bei seinem Wohlthäter und dessen Kindern, mit denen er sich fast gleichgehalten sah, ungemein beliebt.

Nach wenigen Jahren hatte er es in mancherlei Kenntnissen schon so weit gebracht, daß er seine neue Gespielen mehr unterrichten konnte, als ihr jetziger Lehrer, der mit einiger Lässigkeit zu Werke ging, und sich eines großen Umfangs von Wissen selbst nicht eben rühmen konnte. Sprachkunde gebrach ihm nicht, aber Mathematik und Tonkunst waren ihm fremd geblieben. Herr von L*** besaß zwei Söhne und eine Tochter. Jene waren zum Soldatenhandwerk bestimmt. Es ist übel, sagte er einmal, daß sie den Unterricht in der Mathematik, ihnen einst als Offizieren so heilsam, entbehren; auch wollte ich Amalien gern im Klavierspielen unterwiesen sehn. Da werde ich mich schon nach einem

andern Hofmeister umzusehn haben. Wo findet sich indessen einer, wie ich ihn grade verlange?

Eduard hatte bei seines Vaters Lebzeiten sich schon die Anfangsgründe der Meßkunst zugeeignet, und war ein sehr geübter Rechner. Seit den drei Jahren, daß er sich im Hause des Barons aufhielt, hatte er diese Studien vor sich weiter getrieben, und konnte nicht unerhebliche Fortschritte darin belegen. Nicht weniger auch hatte er sich befleißigt, das bereits im fünften Jahre angefangene Klavierspielen auf seiner ihm zugetheilten Stube fortzusetzen. Er sagte also, nach jener Aeußerung des Barons, freimüthig: wie er sich unterstehe, den beiden jungen Herren und dem kleinen Fräulein vor der Hand Einiges von dem Gewünschten beizubringen, dafern man ihm nur Vertrauen schenken wolle. Der Baron zweifelte nicht an Eduards Kenntnissen, wovon er schon manche Proben gesehn

hatte, nur erregte es ihm Besorgniß, die jungen Leute würden an ihres Spielkameraden Seite die Sache nicht mit Ernst betreiben.

Demungeachtet willigte er in einen Versuch, der auch keineswegs mißlang. Eduard machte den Söhnen angenehm, was sie von ihm lernen sollten, und so liebten die Schüler Eduards Lehrschule. Amalie, nicht volle neun Jahre alt, wandte sich dem Unterricht noch angelegentlicher hin, Herr von L***, wie seine Gattin, freuten sich, nach einigen Wochen das Töchterchen schon Liedchen und Ecossaisen klimpern zu hören, ließen neue Musikalien aus B*** in Menge kommen, und wenige Jahre, so war Fräulein L*** bei den Landedelleuten und Beamten der Gegend als eine Virtuosin berühmt. Freilich bewies das im Allgemeinen so viel nicht, weil die bestehende Kritik ziemlich gnügsam war. Berlinischen Kunstrichtern dürfte sie freilich noch lange kein frostig Bravo abgenöthigt, vielweniger

niger ihre kühlen Herzen mit wirklich empfundenem Enthusiasmus gefüllt haben.

Nicht lange danach kamen die Söhne zum preußischen Heere, Amalie blieb daheim, und wurde von dem Gespielen fernerhin unterrichtet. Es blieb nicht allein bei den Musikübungen, der junge Hohenau beschäftigte das Fräulein auch mit Geschichte, Erdkunde und den sogenannten schönen Wissenschaften. Um viel lehren zu können, lernte er in heimlichen Nebenstunden, und durch einen ansehnlichen Büchervorrath unterstützt, selbst mit einem seltnen ausdauernden Eifer, und Amalie trat ihm mit einer so regen Empfänglichkeit entgegen, daß ihre Bildung zeitig von den Nachbarn angestaunt wurde.

Dem Baron war diese Erscheinung ungemein lieb, er blickte mit Stolz auf die gepriesene Tochter, und empfand gar wohl, es sey Eduard Hohenau, dem er vorzüglich hier Dank schuldig sey. Er wollte ihn auch ge-

wissenhaft abtragen, und den Jüngling auf seine Kosten die hohe Schule beziehn lassen. Dies verschob sich aber, ungeachtet seiner Reife an Vorkenntnissen, von Jahr zu Jahr. Theils sollte Amalie den so gedeihenden Unterricht noch nicht entbehren, theils war Hohenau dem Vater bei manchen Absichten sehr nützlich. Denn Baron L*** hatte, wie viele Adliche der Gegend um diese Zeit, dem Kaufen und Verhandeln von Landgütern Geschmack abgewonnen, wobei ihn oft eingebildete Vortheile mehr anzogen, als wesentliche. Da mußte ihm Hohenau denn auf besichtigenden Reisen folgen, Anschläge prüfen, oder zu Vermessungen sehn, wozu er sich auch vollkommen eignete. Eduard schien zudem sich immer bei dem Baron mehr zu gefallen, und trieb keineswegs zu seinem Abgang nach der hohen Schule.

Er zählte einundzwanzig Jahre und die Schülerin, deren äußere Anmuth sich nicht we-

niger als die geistige entwickelt hatte, siebzehn, als ein Graf ***dorf erschien, und sich um Amaliens Hand bewarb. Ebenbürtigkeit, Reichthum, Titel konnte der angelangte Freier aufweisen, liebenswürdig aber fand ihn Amalie keineswegs, und sie hatte Recht. Hatte er gleich viel zierlichen höfischen Anstand, war sein Geschwätz leer und unherzig, er befand sich in den Mitteljahren schon so verlebt, daß ihm das Greisenalter ziemlich nahe zu stehn schien. Der Wein mußte ihm die verlorene Spannung erkünsteln, bei jedem Mahle eignete er sich auf diese Weise ein Feuer zu, das gegen die bleiche Schlaffheit am Morgen grell abstach, sein Gesicht kupfrig röthete, und auf die wortkarge Unterhaltung einen ausgelassenen Humor folgen ließ. Wenn er in jenem Zustand bei Amalien nicht die geringste Theilnahme weckte, so kam er in diesem ihr ganz unleidlich vor. Sie hatte zwar nicht Weltkunde genug, um die Ursachen zu ahnen,

aus welchen des Grafen zeitige Verwitterung entsprang, aber was sie sah, konnte sie auch keine glückliche Ehe mit ihm hoffen lassen.

Baron L*** sagte zu Amalien: Ich stelle die Sache vollkommen in Deinen Willen, läugne aber nicht, daß ein Ja mich ungemein freuen würde. Ich übersehe den Unterschied der Jahre nicht, eben so wenig manches Andere, das am Grafen Dir mißfällt. Demungeachtet steht es dahin, ob Dir je eine Verbindung angeboten werden dürfte, wo sich neben Geburt und Reichthum auch Jugend und Liebenswürdigkeit finden. Zu selten ist ein solcher Verein. Fast immer zeigt sich bei jedem Vorschlag irgend ein Tadel, die Abwesenheit von irgend etwas Gewünschtem. Da kann es einem Mädchen doch lieb seyn, wenn diese Abwesenheit nicht Herkunft oder Vermögen umfängt. Beide sind bleibende Wesentlichkeiten. Die Urtheile der Menschen, mit Fug oder nicht, haften einmal an dem Stand, er bringt in un-

sern gesellschaftlichen Beziehungen uns selbst und den Nachkommen wichtige Vortheile. Das Geld ist vollend die Spindel, um welche sich das Lebensglück vorzüglich dreht. Ich bin wohlhabend, muß jedoch neben Dir zwei Söhne ausstatten; der Graf ist nicht allein wohlhabend, vielmehr wirklich reich. Richte ja Deine Wahl auf Gegenstände von dauerndem Belang. Schönheit und Liebe sind nur Frühlingsblüthen, bald sterben sie am Hauch der Zeit dahin. Jugend verliert mit jeder Stunde etwas, Adel wird mit jeder Stunde älter, Reichthum, angenommen, daß ihn Klugheit verwaltet, gewinnt in jeder Stunde neuen Zins. Lasse nichts von alledem unerwogen.

Amalie hatte kein Ohr für diese Sätze der wesentlichen Lebensphilosophie, das Herz widersprach mächtig solchen Gründen. Nichtsdestoweniger fühlte sie eben darum sich beklommen, daß ihr von dem Vater alles gütig anheimgestellt wurde. Seine Wünsche machte er

zugleich deutlich genug, und nun schien es seine Güte um so mehr zu erheischen, diesen Wünschen sich nicht zu versagen. Hätte er geboten, würde Amalien die Kühnheit nicht gefehlt haben, dem Befehl eine offne Verweigerung zu entgegnen. Jetzt konnte sie hingegen weder ein Nein noch ein Ja über die Lippen bringen, sondern flehte ängstlich um Bedenkzeit.

Noch hatte Eduard Hohenau von dem, was vorging, nichts erfahren. Amalie aber dachte, ihr Gespiele, ihr Lehrer und Freund könne, bei seinem hellen Geist, seinem richtig empfindenden Herzen, ohne Zweifel ihr nützlich rathen. Sie beschied ihn also in den Garten, und vertraute ihm ihre Lage, ohne dabei im mindesten von dem nachtheiligen Eindruck zu schweigen, den Graf ***dorf auf sie gemacht hatte.

Eduard sollte nun rathen, und war durchaus unfähig dazu. Gleich bei Amaliens ersten Worten zeigte sein Gesicht Todtenblässe.

Er wankte, bebte, konnte mit vieler Mühe nur sich aufrecht halten. Statt sodann ein Gutachten abzugeben, in eine gemeinsame Berathung einzugehen, brachte er tief verwirrt einen Glückwunsch hervor, und lag unmittelbar danach Amalien bittend an, sie möchte doch beim Vater auswirken, daß man ihn auf die hohe Schule entließ.

Mied alle Röthe hierbei sein Antlitz, flammten dagegen Amaliens Wangen doppelt. Nichts von Eduards geheimen Seelenzustand entging ihren Blicken, sie überzeugte sich aber auch, staunend, bisher so fremd in der eigenen Brust gewesen zu seyn, der ihrige habe mit jenem die größte Aehnlichkeit. Bange Schrecken und hohe Wonne flossen bei dieser Entdeckung zusammen.

Eduard Hohenau war auch nicht blind. Er sah Amaliens Umwandeln im Anschaun des seinigen, mit Entzücken und Bestürzung zugleich. Beide Theile hatten lange schon sich

geliebt, jetzt aber wurden sie sich selbst und gegenseitig offenbar. —

Die Minute war zu ergreifend, Hohenau und Amalie wallten in einem zu ungestümen Feuer auf, als daß ihre Lippen hätten schweigen können. Sie bestätigten vielmehr, was jene Zeichen verkündet hatten, ja, angetrieben durch die Gefahr, welche ihrer Liebe nahte, sprachen sie über diese Liebe, und ihr feindliches Schicksal, als wäre das Bekenntniß schon vor Monden erfolgt.

Eduard klagte, wies alle Hoffnung von sich, wollte in die Arme der Verzweiflung sinken, das Fräulein hingegen sammelte Besonnenheit, und munterte den zu Boden geworfenen auf. Die Poesie — gemeinlich eine Freundin der Liebenden — kam ihr zu Hülfe. Eduard hatte ihr manche Dichtung mitgetheilt, die hinreißende Stellen über die alles gleichmachende Liebe, und die ihr beiwohnende Kraft enthielt, womit es ihr gelingen könne, jeden

Widerstand zu besiegen, dafern sie nur dem Wollen und Streben selbst treu bliebe. Solche Stellen fielen ihr jetzt manche bei, die Citate wurden mit einer zauberischen Begeistrung hinausgesprochen, und mußten so wohl in das nur zu empfängliche Gemüth des Hörers dringen. Die Gegenvorstellungen, die Hohenau warnend aufbringen zu müssen glaubte, verflogen dagegen unbeherzigt. Brachte er den Unterschied der Geburt in Anregung, schalt ihn Amalie, klein von ihr denken zu können, sprach er von Gefahren, fragte sie, ob er ohne Kühnheit sey, daß er etwas Aehnliches bei ihr vermuthe, so konnte Hohenau endlich nicht unermannt bleiben.

Diesem Gespräch folgten andere, in den Mantel der gewohnten Lehrstunden gehüllt. Die Liebenden hatten es also bequem, vermochten so heimlich zu rathschlagen, als es ihren Absichten nur zuträglich war, denn kein

Schatten von irgend einem Verdacht gegen Hohenau stieg dem Baron auf.

In Liebestrunkenheit und jugendlichem Leichtmuth wurde jetzt nichts weniger, als eine Flucht abgeredet. Der Graf, ungeduldig über die stets nach ihrem Ablaufen erneute Bedenkfrist, drang auf Entscheidung. Amalie, die ihn jetzt ansah, wie Prinzessinnen aus Feengeschichten minnende Ungeheuer, besorgte mehr vom Vater, als ihr eigentlich Noth gethan hätte. Sie glaubte, ihrem Nein würde sein Zorn, wohl gar der Güte endlich Zwang folgen. Die Liebe gab den Ausschlag, nur Entfernung vermöge den bösen Knoten zu lösen.

Einreden durfte der Geliebte nicht, bei Strafe, des Mangels an Unternehmungsgeist für seine Zärtlichkeit beschuldigt zu werden, und das konnte Hohenau nicht tragen. Daher fügte er sich in Amaliens Plane.

Beiden gaukelte die Liebe nicht allein manche lustige Träume und Hoffnungen vor, sie beschwichtigte auch, was ihr meistens ziemlich leicht zu werden pflegt, das Gewissen. Allerdings kam bei ihrem Vorhaben zur Sprache, wohin sie ihre Flucht wenden, wie in der Fremde den nöthigen Unterhalt finden sollten. Hohenau, an seiner Seite, glaubte nun, seine Wissenschaft, seine Talente — die er jetzt, so zum Handeln aller Art angeregt, durch ein Vergrößerungsglas betrachtete — würden ihn und die künftige Gattin aller Sorgen überheben. Sie baute nicht weniger darauf, meinte aber doch nicht unrecht zu thun, wenn sie, wäre es auch nur zum Ueberfluß, einen Theil ihres dereinstigen Erbes mitnähme. Sie fühlte sich um so mehr dazu berechtigt, weil es zur Hälfte von ihrer verstorbnen Mutter stammte. Der Baron hatte ansehnliche Summen in Pfandbriefen. Sie konnte zu dem Spinde gelangen, das sie ver-

wahrte. Einige Diamanten und andere Kostbarkeiten besaß sie ohnehin.

Eduard dachte Musik genug zu verstehn, um, irgend an einem Hofe, mit offnen Armen als Kapellmeister aufgenommen zu werden, oder, wäre das nicht, als Professor der Mathematik bei einer bedeutenden Lehranstalt. Die Summen, welche Amalie mit sich nehmen wollte, konnten ihn in Stand setzen, sich mit ihr weit genug zu entfernen, um vor allen Nachstellungen gesichert zu seyn, demnächst ihn in der Fremde mit einigem Glanz auftreten, und ihm die Wahl der Ansiedlung, nach mehr oder weniger vortheilhaften Umständen, lassen.

Endlich kamen die Liebenden noch überein, nach einer Zeit, in welcher des Barons Unmuth seine erste aufwallende Heftigkeit abgelegt haben könne, ihm, obwohl ohne den Aufenthalt zu nennen, einen Brief mit Anzeige ihrer Vermählung, und Bitte um Nach-

sicht, zu übermachen. Amalie hoffte, er würde sich dann, wo nicht gleich, doch späterhin, zur Aussöhnung bereit finden lassen, und die Geflohenen unter annehmlichen Zusicherungen in öffentlichen Blättern zur Heimkehr einladen.

So weit hatte man sich geeinigt, jetzt kam es darauf an, die Flucht heimlich genug vorzukehren. Eine Reise des Vaters begünstigte die Absicht. Hohenau sollte ihn zwar begleiten, dichtete sich aber eine Krankheit an, und blieb so zurück. Dann schlich er an einem Abend in die nächste Stadt, und miethete dort eine Lohnkutsche, die ihn mit seiner Geliebten bis auf das erste Grenzpostamt bringen sollte. Der Fuhrmann war ein ziemlich einfältiger Tropf, um ihm schon etwas weißzumachen. Er empfing zudem doppelten Lohn, und bekümmerte sich wenig darum, wen er bediente. Er folgte in der Nacht bis vors Dorf. Hier stellte sich, nach Abrede, das Fräulein ein, mit allem Nothwendigen versehn.

Dann ging es von dannen. Wie klopften Beiden die Herzen, als sie nun so dicht, so heimlich nebeneinander, im dunkeln Wagen saßen. Liebe entzückte, Furcht quälte sie. Die letzte suchten sie emsig zu zerstreuen. Man kann uns nicht einholen, sagte Amalie, wir gewinnen den Vorsprung einer ganzen Nacht. Und wer wird gleich ans Nachsetzen denken, rief Hohenau. Am Morgen freilich muß uns das Hausgesinde vermissen, der Verdacht, daß wir uns gemeinschaftlich entfernt haben, kann nicht ausbleiben. Aber Niemand weiß doch, welchen Weg die Flüchtigen nahmen; der erste Gedanke wird immer seyn, dem Baron den Vorgang zu melden. Er ist jedoch zehn Meilen vom Hause, ehe ihn der Bote abreicht, ehe weiter verfügt wird, können wir einen bedeutenden Raum zurückgelegt haben. Erborgte Namen sollen ohnehin alle Nachforschungen irre leiten.

Bis dahin war die Rechnung zutreffend

genug angelegt. Es wurde Tag, und wenn man, was häufig geschah, aus dem Wagen rückwärts blickte, zeigte sich kein beunruhigender Gegenstand. Ja, am andern Abend hatte man wohlbehalten die Landesgränze überschritten, und traf eine Stunde danach glücklich in dem fremden Oertchen ein, wo sich die erste Poststation befand.

Nur einen Umstand hatte, aus Unkunde, der gute Eduard vergessen. Man fragte am Thore des Städtchens um die Namen der Reisenden. Sie nannten sich die Geschwister Müller. Das war gut, nun wurde aber — nach ihren Pässen gefragt. Sie hatten deren nicht.

Thoreinnehmer und Wache erklärten jetzt, sie würden, unter Geleitung eines Soldaten, zum hiesigen Polizeichef gebracht werden.

Hohenau erschrack, und wollte sich mit einigen Goldstücken der Verlegenheit entwinden. Es waren drüben zu viele Augen. Wir

haben scharfen Befehl, hieß es, und müssen ihm nachleben. Weigerungen frommten nicht, Eduard und Amalie sahn sich genöthigt, zum Polizeichef zu folgen. Ihre Angst stieg mit jedem Schritt. Bei dem Manne angelangt, bot ihm Amalie einen Diamantring dar, wenn er, ohne weitere Untersuchung, ihnen zu Pässen helfen wollte. Er konnte nicht darauf eingehn. Nun warfen sich Beide zu seinen Füßen. Das machte sie nur verdächtiger. Wir sind keine Erscheinungen, welche die Polizei fürchten darf, wimmerte der Jüngling, Niemanden wollen wir übel.

Das glaub' ich Ihren offnen Blicken, Ihrem kindlichen Vertrauen, mein Herr, sagte Jener, doch Bruder und Schwester sind Sie Beide vermuthlich nicht. Vielmehr dürfte eine Entführung, gegen den Willen der Eltern, vorgegangen seyn —

O ich besitze keine Eltern mehr, fiel ihm Hohenau in die Rede.

Die junge schöne Dame also doch? sagte der Bürgermeister lächelnd.

Einen Vater wohl, doch keine Mutter, antwortete Amalie.

Schon ziemlich verrathen, merkte der obrigkeitliche Mann jetzt an, und fuhr fort: Schaffen Sie von diesem Vater eine schriftliche Zustimmung zu Ihrer Reise, und auf ihren Grund werde ich befugt seyn, Sie, nach Wunsch, mit einem Passe zu versehn. Bis dahin scheint es wohlgethan, Sie von dem Begleiter zu trennen. Lassen Sie sich den Aufenthalt bei meiner Frau gefallen. Ueber den jungen Herrn werde ich schon eine kleine Haft verhängen müssen. Doch nur im Gasthofe, unter Aufsicht. Nur ein unziemendes Betragen könnte strengere Maasregeln nöthig machen.

Nicht Bitten, nicht Thränen richteten etwas aus. Die Liebenden mußten sich wehklagend in die herbe Nothwendigkeit fügen.

Im Augenblick der Trennung raunten sie noch sich leise zu, sie wollten in jedem Fall die Wahrheit standhaft hehlen.

Damit wurde indessen auch nichts erreicht. Fünf Tage brachten sie, unter heimlichem Jammer, und Nächten ohne Schlaf, in dem Städtchen hin.

Dann trat eines Morgens auf Hohenau's Gemach — der Baron von L***. O Schreckniß!

Er war vom Gesinde durch einen Boten unterrichtet worden, hatte sich gleich nach Hause begeben, und von da, der nahe liegenden Vermuthung halber, zu dem Grenzort. Schon am Thore ward ihm nun Hohenau's Aufenthalt hinterbracht.

Elender Betrüger, fuhr er ihn an, ist das für meine Wohlthaten? Ermorden sollt' ich Dich, alle Welt müßte mich rechtfertigen.

Wohlan, tödten Sie mich, rief Eduard, seine Brust öffnend, nur verzeihen Sie Amalien.

Der Baron trat zurück und verstummte auf einige Minuten. Hohenau fuhr fort, sich für Amalien einzulegen, munterte dagegen den zürnenden Vater auf, ihn selbst auf keine Weise zu schonen.

Bebend fing dieser nun wieder an: Sprich — unverholen — hast Du schon Dich zu einem sträflichen Umgang mit Amalien erkühnt?

Das thränende Auge voll Wahrheit und Reinheit, schwur Eduard, sie sey ihm viel zu heilig für niedre Begierden gewesen.

Baron L*** rannte hinaus, zum Bürgermeister. Dieser ließ ihn nicht gleich zu Amalien, suchte zuvor den ersten Jähzorn durch sanfte Vorstellungen zu entwaffnen. Denn er, wie seine Gattin, hatten das Fräulein liebgewonnen.

Der Vater widerstand den Anmahnungen zur Fassung nicht lange. Er räumte ein, daß, wenn Fehlen überhaupt menschlich sey, Jugend

und Liebe am meisten zur Nachsicht auffor-derten. Zugleich erkannte er, wie seines Hauses Ehre eine Verheimlichung des Geschehenen bedinge. Er nahm dann weitere Abrede mit jener Magistratsperson.

Eine Stunde darauf fand er sich wieder bei dem Jüngling ein. Hier ist ein Paß, rief er, und noch ein Geschenk von Hundert Dukaten. Gehn Sie in die ferne Welt, und lassen Sie mich nie mehr von Ihnen hören.

Eine Antwort wartete er nicht ab, der Bürgermeister nahm den jungen Mann an die Hand, führte ihn zu einem bespannten Wagen, auf den er sogleich steigen mußte. Er soll Sie zur nächsten Station bringen, hieß es, dort hängt der weitere Weg von Ihnen ab. Nur ja keinen Gedanken mehr an das Fräulein. Sie könnte sonst die schwere Strafe eines Verführers treffen.

Der Wagen fuhr ab, Eduard konnte sich von seiner Betäubung lange nicht erhohlen,

und da sie endlich verschwunden war, machte sie den wüthendsten Schmerzen Platz. Demungeachtet sah er deutlich ein, alle seine Kraft würde er nur umsonst gegen das furchtbar harte Geschick aufbieten.

Amalie mußte, in Begleitung der Bürgermeisterin, die alle Heftigkeit abschneiden wollte, mit dem Vater zurück. Jene rieth an, die Tochter auf einige Zeit zu irgend einer Verwandten zu bringen. Theils, sagte sie, wird unter Ihnen Beiden jetzt das Zusammenleben von vielen widrigen und bangen Gefühlen begleitet seyn, theils auch das Fräulein an einem Orte, wo nicht so viele Gegenstände sie daran mahnen, ihre unglückliche Liebe um desto ehe vergessen.

Der Baron trat den Ansichten der weitblickenden Rathgeberin bei, und sagte, daß ihm zu N*** eine nahe Verwandte wohne. Die Stadt ist nicht klein, fügte er hinzu, es giebt einige Zerstreuungen dort, auch sie kön-

nen zu jenem Zweck dienen. Amalie, auf ihrer Seite, war die Ergebung selbst. Sie blieb während der Reise fast immer stumm, und wünschte heimlich ihren Tod.

Man hielt sich nur einen Tag daheim auf, dann ging es, noch immer von der würdigen Freundin begleitet, zur Stelle nach N***. Die Verwandte erfuhr von den eigentlichen Bewegungsgründen nichts. Es hieß, eine Krankheit habe Amalien nachtheilig mitgenommen, Erheiterungen müßten sie von den noch auf sie lastenden Folgen herstellen. Weder ihre Gesichtsfarbe noch ihr Betragen strafte den Vorwand Lügen.

Der Baron hatte ihr unterwegs oft wiederholt: gänzliche Verzeihung dürfe eine That wie die ihrige nimmer hoffen, doch einen Theil seiner alten Vaterliebe wolle er auf die Bedingung ihr zurückgeben, daß sie nunmehr ohne Weiteres in die Heirath mit dem Grafen stimme. Hätte er sonst ihre Wahl nur

von ihr selbst abhängig gemacht, gäbe es jetzt triftige Gründe, die Angelegenheit gebieterisch zu behandeln.

Bei dem Allem ging dieser Kelch an dem Fräulein vorüber. Denn, wie viele Sorge man schon aufgewendet hatte, jene Flucht in ein tiefes Geheimniß zu begraben, so wußten dennoch zu Viele darum, als daß die Absicht gelingen konnte. Der Ruf schlich von Ohr zu Ohr, und erreichte auch den Grafen. Was blieb ihm nun, als sich zurückzuziehn? Es geschah in einem an das Fräulein gerichteten, halb schonenden, halb schneidenden Briefe. Dennoch gab ihr sein Empfang nach jenen fürchterlichen Ereignissen wieder die erste ruhige Minute. Sie lebte eingezogen bei ihrer Tante, wendete sich möglichst von allen Belustigungen, um nur einsam an Eduard Hohenau denken zu können. Die Entfernung tilgte sein Bild keinesweges aus ihrem Herzen, man konnte es mit einem Mosaik ver-

gleichen, über dessen Farben keine Zeit etwas vermag. Sie träumte wachend und schlafend von dem Geliebten. Daneben durchflog sie oft eine heimliche Ahnung: sie würde ihn, bei allen Widersprüchen des Anscheins, dennoch einst in ihre Arme winden.

Folgen wir ihm nun, auf seinen neuen Lebensbahnen. Er eilte, fast tödtlichen Gram in seinem Busen, nach L***. Wochen flohen dort hin, ehe er mit sich nur einig werden konnte, was er wollen sollte. In ungestüme Ausbrüche der schmerzlichen Leidenschaft, und still nagende Schwermuth theilten sich seine Lebensäußerungen. Nur an Amaliens Verlust dachte, nur Amaliens Verlust beweinte er, und die Vorstellung der Leiden, welche sie jetzt ohne Zweifel seinetwillen zu dulden hätte, stürzte ihn fast in Raserei.

Gleichwohl mußte er endlich einen Beschluß über sich fassen. Die Unthätigkeit machte, daß seine Wunden nur um desto peinigender

bluteten. Oft dachte er an Selbstmord, ihm fiel dann aber auch bei, daß Amalie sich einst über eine solche That verwerfend erklärt hatte, und ihre Mißbilligung seiner feigen Kraftlosigkeit wollte er nie verwirken. Sein Streben sollte vielmehr — diese Richtung nahm Eduard ins Auge, nachdem er anfing, wieder einigermaaßen über sich zu gebieten — dahin zielen, unter allen Umständen ihres Beifalls würdig zu seyn. Darum ermannte er sich endlich zu dem Vorhaben, immer so zu handeln, als wäre Amalie Zeugin, gegenwärtig. Zum Guten und Edlen, sagte er sich, muß ich dann aufstreben, diese Göttin, wenn auch nur in meinen Vorstellungen, mir nahe, kann ich nicht verworfen seyn.

Nach diesen Entschlüssen nahm seine wilde Trauer den Charakter einer sanften Wehmuth an, seine geistigen Kräfte gewannen von ihrem alten Schwung viel zurück.

Er besaß, ohne jene Hundert Dakaten,

noch eine ersparte Summe, sich allenfalls an die Universität zu L*** zu schließen, und durfte, bei so mäßigen Ansprüchen, wie sie ihm eigen waren, ohne Sorge für Mangel in die Zukunft blicken. Allein die Studien eines künftigen Rechtsgelehrten oder Philologen — zur Gottesgelahrtheit oder Arzneikunde hatte er nie Vorliebe empfunden — schienen seinem jetzigen Ungestüm zu ruhig, es zog ihn mächtig nach einem regsamen, von betäubendem Getümmel umwogten, umrauschten Leben hin. Der Beruf eines Kriegers, glaubte er endlich, dürfte seiner nunmehrigen gemüthlichen Haltung noch am günstigsten zusagen. In diesem Beruf, meinte er, könne sich das Streben vielfach entwickeln; die Ehre, welche die Kraft, wenn das Glück sie begünstige, dort oft erndte, könne vielleicht eine Trösterin gegen die Leiden der Liebe seyn, und endlich der Mensch nirgend einen so geachteten Tod finden.

Er mied L***, und ging in die Staaten des Königs von B***, entschlossen, in dem Heere Dienste zu suchen. Er kam zu M*** an, und meldete sich beim Artilleriekorps. Man prüfte seine Kenntnisse. Sie waren so angethan, daß ihm die Stelle eines Unteroffiziers sogleich verliehen wurde.

Nun legte sich Hohenau mit dem lebendigsten Eifer auf seine neue Dienstpflicht, suchte mit allen Zweigen der Kriegswissenschaften sich vertraut zu machen. Was seine Kameraden von einer ähnlichen Thätigkeit abhielt, Liebe zum Trunk oder zu anderen Ausschweifungen, raubte ihm keinen Augenblick. Amalie herrschte in ihm, das umgab seine Brust mit einem Harnisch, woran alle Waffen der Verführung zersplitterten. Es galt ihm keine Mühe, von unlauteren Wünschen rein zu bleiben, sie konnten nimmer in sein Gemüth dringen.

Von seinen herrlichen Fähigkeiten, und

ihrer zeitigen seltnen Ausbildung, ist schon oben die Rede gewesen. Es gränzte ans Unglaubliche, wie viel neue Kenntnisse das nächste Jahr ihm wucherte. Ist Erfahrung, durch Zueignung dessen, was Andere erfahren haben, zu ersetzen, so geschah es ohne Zweifel in der Art, wie Hohenau sich zu unterrichten mühte. Unaufhörlich suchte er sich die Anwendung der gelernten Theorien zu versinnlichen, die Kriegsgeschichte, mit eindringendem Forschersinn behandelt, ward seine Hauptlehrerin, er ließ auch bei Wachen und andern Vorkommenheiten es sich angelegen seyn, gediente Soldaten um alles, was sie in ihren Feldzügen erlebt hatten, zu befragen, genug, er suchte allenthalben aus belehrenden Quellen zu schöpfen.

Wer, neben einem scharfgeübten rechnenden Sinn, neben einem großen Umfang von mathematischer Einsicht, von Erd- und Geschichtkunde, auch mit einem treffenden Ur-

theil und einer glühenden Einbildungskraft gewaffnet, ein solches Belehrungsverlangen zum Soldatenberuf bringt, wird bald hervorragen. Dies erfolgte im hohen Maaß bei Eduard. Er setzte bei den Prüfungen die Examinatoren in Staunen, der Fleiß keines einzigen von seinen Kameraden war mit dem zu vergleichen, wodurch Hohenau sich auszeichnete.

Er blieb nicht unbelohnt. Kaum ein Jahr hatte er bei dem Artilleriekorps gedient, als eine neue Minirerkompagnie errichtet wurde, bei der man nur vorzüglich geschickte Offiziere anzustellen beschloß. Die Wahl traf auch unsern jungen Mann, und wenn schon der Neid eine so zeitige Beförderung tadelte, so mußte er dennoch mit Unmuth zusehn, daß Hohenau, ob er gleich erst ein Jahr diente, zum Lieutenant befördert war.

Mächtig den Ehrgeiz durch seine Erhöhung beflügelt, wandte er, wo möglich, einen noch größeren Drang auf, sich an Wissen

reicher, an Betragen achtungswerther zu machen. Die Minirerkunst schien ihm hier und da noch Lücken zu haben. Er sann viel darüber nach, auf welche Art sie, zum Vortheil dieser Dienstgattung sich füllen lassen dürften. Hohenau entdeckte eine fruchtbare Erfindungsgabe in sich, eine glückliche Leichtigkeit, von den abgereichten Höhen der Wissenschaft sich in ihre noch unbekannte Region aufzuschwingen. Beide wurden emsig auf seinen Zweck angewandt, und ein neues System ersonnen, das sowohl den Festungen des Königs eine bedeutende Zugabe an Widerstandsfähigkeit mittheilen, als seine Minirer, wenn sie feindlichen Plätzen nahten, in den Stand setzen sollte, sie früher als es bisher thunlich blieb, einzunehmen.

Er brachte seine Entwürfe, mit den nöthigen erläuternden Zeichnungen versehen, zu Papier, bat Kenner, denen sie vorgezeigt wurden, um ihr Urtheil, hörte ihre Bemerkungen

mit Nutzen, und besserte das Fehlerhafte. Demungeachtet hielt er alles bescheiden noch zu weit von einer brauchbaren Reife entfernt, als daß er es schon irgend einer Behörde zu überreichen gewagt hätte. Demungeachtet sprach man bereits hie und da von dem neuerdachten System, es kam endlich, der Sage nach, einem Generale zur Kenntniß. Er verlangte Hohenau's Abschriften, sah sie genau durch, billigte sie nicht allein vollkommen, sondern trug auch dem Könige den Rath vor, die klugen Entwürfe zur Ausführung bringen zu lassen. Wie viele Empfehlung für Hohenau in diesem Rathe lag, versteht sich ganz von selbst.

Der König erhob ihn in den Adelstand. Zudem mußte er die Anwendung der Vorschläge bei den Festungen selbst leiten. Man rieth ihm, sich Gespanne zu kaufen, um die nöthigen Fuhren selbst thun zu lassen und daran zu gewinnen, überhaupt die Lieferung

aller Nothwendigkeiten selbst zu übernehmen, wo ihm denn, weil er stets unter dem vom Könige bezahlten Preis einkaufen würde, ansehnliche Vortheile nicht entstehen könnten. Hohenau wollte das nicht, Eigennuz war ihm fremd, er glaubte auch, das Offizieramt und wucherhafte Lieferergeschäft könne ein zartfühlender Mann unmöglich vereinbaren. Doch erklärte ihm der General, von dem jene Empfehlung seiner Plane herrührte, der König wisse selbst um den Gewinn, der mit solchen Beschäftigungen verbunden sey, und habe ihn bei dieser Gelegenheit ihm noch zum anderweitigen Lohn bestimmt.

Eduard mußte sich also in die Anordnung fügen, und als Jahr und Tag vergangen waren, hatte er eine Summe von mehr als Zwanzigtausend Gulden, auf dem rechtlichsten Wege, erworben. Auch selbst die Neider schwiegen bei diesem neuen Glück, denn es war

bekannt, daß Hohenau den Vortheil durchaus hatte von sich entfernt halten wollen.

Eduard hätte jetzt über seine geehrte Lage, seinen Wohlstand, seine weiteren Aussichten bei so frühem Lebensalter und mächtigen Gönnern triumphiren können, wäre seine Brust von Liebe frei gewesen. Aber die eigensinnige Göttin thronte daselbst nach wie vor. Seine einst auf die Ehre gerichteten Hoffnungen hatten ihn nicht zufriedengestellt. So lange sie, von Glanz und Schimmer umgeben, vor ihm schwebte, und Hohenau seine Arme ihr entgegen breitete, dünkte ihm die Ehre etwas Vollwirkliches, erreicht kam sie ihm wie ein gaukelnd Schattenbild vor. Erst, nachdem so viel ihm gelungen war, empfand er auch, wie der Mensch einsam mit den Freuden übel daran ist. Am meisten, wenn ihm ein Glück entfloh, gegen das sich nicht vergleichen läßt, was ihm später sich darbot.

Oft dachte Hohenau: Wäre die Flucht mit Amalien gelungen, sie, die ich übrigens, nach kälterem Nachsinnen darüber, von mancher Seite tadeln muß, wäre sie aber gelungen, dann könnte ich nun der Glückseligste von Allen seyn, die auf diesem Ball wohnen. Im Anfang — vorausgesetzt, daß ich denselben Lebensplan dann auch ergriffen hätte — würde Amalie manche Beschränkung haben eingehn müssen, doch wäre auch die Liebe unempfindlich gegen ein leichtes Entbehren gewesen. Dann aber hätte sie meine Erhöhung als Zeugin gesehn, theilend meine Entzückungen der Liebe, auch aus befriedigtem Ehrgeitz, der ohne Mitgefühl mich kalt läßt, mir eine hochfliegende Wonne erzogen. Ich hätte ihr — o welch ein süßer Stolz — gezeigt, daß, wenn sie um Liebe den Adel vergessen konnte, ich fähig war, ihn durch Streben zu erwerben, und so hätte sie, bei einem Geständniß vor ihrem Vater, nicht erröthen dürfen. Der letzte

würde auch von allen am ersten eine Aussöhnung mit dem Alten haben vermitteln können. Doch vergebliche Wünsche, o ich Unglücklicher in meinem Glück!

Nach S*** hatte Eduard nie geschrieben, weil ihm keine Freunde, keine nahe Verwandte mehr dort lebten, dagegen einmal einen Reisenden gesprochen, welcher aus den Gegenden kam, wo die Güter des Baron von L*** lagen. Auch Einiges von den häuslichen Umständen desselben war dem Manne bekannt, und er berichtete unserm Hohenau, auf seine deshalb an ihn gewandten Fragen: man hätte von einer nahen Heirath seiner Tochter gesprochen, die auch jetzt ohne Zweifel würde vollzogen seyn.

Was Eduard bei dieser unseligen Meldung empfand, läßt sich wohl entnehmen. Ohne sie hätte er, zum Offizier, zum Edelmann erhoben, an den Baron schreiben, und um die Hand

seiner Tochter werben können. Nun war alles Glück der Liebe für ihn dahin.

Drei Jahre stand er im B***schen Dienst, als der Krieg von 1806, in den auch sein Monarch, einem Bund zufolge, Truppen schickte, begann. Hohenau wurde dem Gefolge des Generals *** beigesellt, und hatte mancherlei Ingenieurverrichtungen zu übernehmen, weil das Geschäft, Minen zu bauen oder zu zerstören, zu den seltenen im Kriege gehört.

Die Veränderung des Aufenthalts, Tag für Tag die Züge in Gesellschaft unabsehlicher Reihen, das ganze rauschende Leben und Weben der ungestümen Bellona thaten seinen Empfindungen wohl. Muthiger konnte Niemand den Parzen entgegen gehn, denn er achtete das Leben nicht.

Wie klopfte aber sein Herz, als die Heerabtheilung, wobei er angestellt war, den Be-

fehl empfing, in die Provinz S*** zu rücken. Welche Gefühle bemeisterten sich Hohenau's Seele, als er den Gränzen nah'te, sie überschritt.

Demungeachtet blieb er von seiner Heimath ziemlich entfernt, konnte auch von Amaliens Aufenthalt und Ergehen keine Nachrichten einziehn. Dagegen mußte er, einige Zeit darauf, zu dem Corps stoßen, das bestimmt war, die Festung N*** einzunehmen.

Man berannte den Platz und forderte ihn zur Uebergabe auf. Der Kommandant lehnte die Zumuthung tapfer ab, und nun wurden Laufgräben gezogen, Batterien erbauet, und mit Geschütz aller Art versehen.

Die Belagerung nahm mit großer Thätigkeit ihren Anfang. In den ausgehöhlten sogenannten Parallelen nahte man den Werken,

Bomben und Kanonenkugeln flogen Tag und Nacht in die geängstete Stadt. Bald sanken zerschmetterte Gebäude in Trümmern, bald gingen andere in Feuer auf. Die unglücklichen Einwohner sahen sich genöthigt, ihre Zuflucht in festen Kellern zu suchen, und nicht selten fielen die Häuser darüber zusammen, daß ihnen der Ausgang gesperrt war. Nicht allein dem Krieger drohten Tod und Verwundung, auch ruhige Bürger waren den nämlichen schlimmen Gefahren blosgestellt, Hunderte von ihnen büßten Leben oder Gesundheit ein.

Dennoch wollte man von keinem Vergleich hören, und die Belagernden richteten ihre zerstörenden Anstalten mit einer desto lebhafteren Thätigkeit vor, wobei auch von ihrer Seite manches Opfer sank. Denn nicht säumig antworteten die Wälle auf den vielfachen Todesgruß hohler Metallschlünde. Jä-

ger, mit weitlangenden Büchsen, erlegten sich aus fernen Abständen, bei nächtlichen Ausfällen mordeten die Bayonnette, alles wollte um Menschenblut Ruhm kaufen.

Weil indessen, der reicheren Mittel und der minder eingeengten Freiheit willen, die Belagerer es endlich meistens über die Belagerten gewinnen müssen, so nahte man diesseitig auch dem gekrönten Erfolg in jeder Stunde mehr. Die Laufgräben waren nach und nach bis zum sogenannten Glacis der Außenwerke gekommen, und nun galt es, die Minengänge zu erspähn, damit man sie unschädlich machen könne. Hohenau, dem ein Haufe von Minirern zugesellt worden, mußte nun sich in die finstre Unterwelt hinabgraben, und, dem Maulwurf ähnlich, sich Pfade bahnen. Seine ersonnenen bequemeren Erdbohrer fanden Anwendung. Mit ihrer Hülfe wühlte man Kanäle, die mit Balken gestützt

wurden, damit sie nicht einfielen, und was drinnen athmete, lebendig begruben.

Schauderhaftes Werk. In der Tiefe unten, von dumpfer Stickluft umhaucht, hatte man sich fortzubewegen, stets horchend, ob man auch Gegnern im Abgrunde nahte. Denn beim unterirdischen Krieg lauert der feindliche Minirer in seinen Gängen, bewaffnet mit Pistolen und Degen, nicht minder Druckkugeln und eine Mischung bereit haltend, wodurch er entweder den Ankömmling in Erde oder in bösen Dünsten vertilgen mag. Hohenau übte indessen alle nöthige Vorsicht. Er fand Gänge unbemerkt, und schnitt die Pulverwürste ab, er traf auf Feinde, und tödtete sie, ehe sie ihm das Leben rauben konnten, sie mußten endlich in den Platz zurückweichen, und die Belagerung gedieh durch sein glückliches Mühen weiter. Denn ohne die Sorge, in die Luft gesprengt zu werden, konnte man

nun oben die letzte Parallele bilden, und die Breschbatterien auffahren.

Neue Kanonendonner von beiden Seiten, abermalige grausenhafte Verwüstung. Ein Theil des Hauptwalles sollte, durch Kugeln aufgelockert, in den Graben gestürzt werden, so wollte man einen zugänglichen Raum gewinnen, und an dieser Stelle dann Sturm laufen.

Der Anschlag zögerte inzwischen länger mit seiner Verwirklichung, als man im Anfang wohl gedacht hatte. Die zahlreichen feindlichen Kanonen spielten emsig von manchen Seiten, machten dem angreifenden Theile viel Geschütz unbrauchbar, das so bald sich nicht wieder neu zur Stelle schaffen ließ. Die Wälle bekleideten feste, guten Widerstand leistende Mauern. Da schlug Hohenau vor, eine Mine unter dem Graben weg nach dem

Hauptwall zu leiten, damit sich ein Stück desselben aufsprengen ließe. Die befehligenden Offiziere genehmigten den Plan.

Jetzt stiegen die Minirer abermal in das Element, wo die Fabel Gnomen hausen läßt. Erdbohrer drangen voran, nach hinten wurde die ausgewühlte Erde weggeschafft. Holzwerk stattete den Gang mit Festigkeit aus. Das Pulver, wodurch man den Wall gegen die Wolken zu senden gedachte, wurde in einige große, mit Zündern unter einander verbundene, wohlverpichte Kisten geschüttet, eine Arbeit, wobei die Alten, sehr angemessen, um Vulkans Beistand würden gefleht haben.

Eduard kam in mehreren Tagen nicht aus der Tiefe zum Vorschein, denn er wollte es keinen Augenblick an der nöthigen genauen Aufsicht fehlen lassen, damit das Werk nach Möglichkeit beeilt würde. Es nahm auch einen

schnellen Fortgang, ja man kam selbst weiter, als es Noth that, ein Irrthum beim Abschätzen und Vermessen der Länge des Minenganges hatte obgewaltet. Sein Ende ragte über den Wall hinaus, bis unter die nächsten Gebäude der Stadt.

Dies machte sich unten deutlich, als Hohenaus Erdbohrer an eine Mauer stieß. Er wußte nicht, was er von der gefundenen Mauer halten sollte. Sie lag zu tief, um zu dem Wall gehören zu können. Auch hatte er wohl nach der Stadt hin keine Bekleidung, und die äußere war in ihrem Fundament bereits durchschnitten worden. An einen Minengang ließ sich hier auch nicht mehr denken.

Hohenau urtheilte endlich — und mit aller Richtigkeit — die gefundene Mauer bezeichne einen Keller, unter dem nächsten Wohn=

hause der Stadt. Er verließ den Gang, und meldete dem über die Belagerung gebietenden Offizier, was er entdeckt hatte. Zugleich erbot sich Hohenau, jene Mauer leise öffnen zu lassen. Vielleicht, setzte er hinzu, geht aus dem Keller eine nicht beobachtete Treppe ins Haus. Man könnte versuchen, einige brave Grenadiere durch meinen Gang schleichen, ins Haus steigen zu lassen, wo es glücken könnte, sich der Bewohner, im Fall sie nicht etwa, bei der Nähe des Walles, entflohen sind, ohne Geräusch zu versichern. Nach und nach könnten einige Compagnien folgen, dann ausbrechen, die nahe Thorwache übermannen, die Brücken niederlassen,, und einige in Bereitschaft gehaltene Bataillone drängen plötzlich ein. So wäre der immer doch bedenkliche Sturm durch eine schlecht gebahnte Bresche zu umgehn.

Der General zeigte sich mit diesem Entwurf zufrieden. — Nur schlimm, bemerkte

er jedoch, wenn beim Oeffnen der Mauer, oder dem Einschleichen der Grenadiere, wir vom Feinde uns entdeckt sehn. In diesem Fall, erwiederte Hohenau, kann immer noch, dem ersten Plane nach, die Mine springen. Man bringt das Pulver, zusamt den Zündungsanstalten, an ihre Stelle, zieht sich schnell aus dem Gang, und bewirkt die Explosion.

Auch dies fand Beifall und der General traf die nöthigen Anordnungen. In der folgenden Nacht wollte man alles zu Stande bringen.

Sie brach ein, und Hohenau verfügte sich, den unterirdischen Weg entlang, an jene Mauer. Allerhand Werkzeuge dienten, man verfuhr behutsam genug; es währte nicht völlig zwei Stunden, und man hatte so viele Steine aus dem Gemäuer entfernt, daß ein

Mann bequem in die Oeffnung dringen konn-
te. Alles war still jenseit. Hohenau ließ sich das Wagniß nicht streitig machen, zuerst einzusteigen, um mit eignen Augen nähere Untersuchungen anzustellen. Er hatte sich mit einem Kunstlicht versehn, das auch in der eingeschlossenen üblen Luft, wenn schon nur matt, fortglimmte.

Er fand einen ziemlich geräumigen Keller, aber den Ausgang desselben verschüttet. An dem Platz der Treppe lag eine große Menge von Schutt und Steinen, von oben herabgesunken. Er mußte folglich schließen, das über diesem Keller stehende Gebäude sey eingefallen oder niedergebrannt. Glaublich genug, weil man in den letzten Tagen, um den Wall zu beschädigen, nach dieser Stelle so unaufhörlich geschossen hatte. Die Entdekkung war ihm unlieb genug, denn es ließ sich nicht hoffen, den Schutt, zusammt den

oben liegenden Haustrümmern unbemerkt weg- räumen zu können. So blieb auch sein aus- gedachter Entwurf nicht mehr thunlich.

Mit Unmuth prüfte Hohenau alles noch einmal, und wollte eben zurückeilen, um jetzt das nun nur noch übrige Sprengen der Mi- ne anzurathen. Damit auch der weitausge- dehnte Keller nicht zu viele Pulverkraft hin- nehme, wollte er die Mauer wieder schließen, auch Erde und Balken daran häufen lassen. Da er demnach, auf dem Rückweg begriffen, der Kelleröffnung nahte, sah er noch einmal sich um, und es schien ihm, als ob neben einer Tonne etwas Weißes leuchtete. Mit Neugier heftete er den Blick daran, that ei- nige Schritte zurück, und erkannte eine am Boden liegende, in Linon gekleidete weibliche Gestalt. O Himmel, dachte Eduard, diese un- glückliche Person hat Rettung im Keller ge- sucht, das Haus ist eingestürzt, ihr Schreien

um Hülfe drang zu keinem Ohr. So ist es ohne Zweifel, und die Arme wohl todt. Im Schrecken ließ er sein Licht fallen, es ging aus. Dennoch tappte er im Dunkeln nach der Gestalt, und faßte eine Hand, zu untersuchen, ob noch Puls und Wärme vorhanden wären. Die Ader schlug wirklich noch matt, nicht ganz kalt fühlte sich die Oberfläche an, er glaubte selbst noch ein ganz leises Athmen zu hören.

Die Stimme der Menschlichkeit sprach zu ihm. So kostbar die Augenblicke waren, glaubte er die Unglückliche doch aus dem schauderhaften Aufenthalt retten zu müssen. Denn blieb sie dort und die Mine wurde entzündet, stürzte auch der Keller zusammen. Er nahm das Frauenzimmer auf, stieg durch die Oeffnung, und indem er, neben den Pulvergefäßen und versammelten Soldaten weg, durch den engen Gang nach dem freien Raume kroch, ließ er

die Last, welche sein Erbarmen aufgebürdet hatte, nicht aus den Armen. Nach großer Mühe hatte er das Werk vollbracht, und sein Bedienter und eine Marketenderin, die eine ernsthafte ehrbare Frau war, empfingen die Weisung, gleich die Unbekannte ins nächste Dorf zu bringen, und mit Feldärzten ihr nach Möglichkeit zu helfen.

Sie nahmen einen kleinen Wagen, der zum Ausfahren in der Mine gedient hatte, legten das Frauenzimmer darauf, und eilten im Dunkeln davon.

Hohenau, den schon der General erwartete, stattete seine Meldung ab. Die Soldaten mußten sich nun aus dem Gang zurückziehn, und nach einer halben Stunde konnte man den tiefen Abgrund seine Flammensäule in die Lüfte speien lassen.

Welch ein Schauspiel! Es war noch dunkle Nacht, selbst die Bomben zogen eben keine feu=

rigen Halbkreise, das Geschütz schwieg von beiden Seiten. Plötzlich erbebte der ganze Boden weit umher, daß man kaum sich aufrecht zu halten vermochte, ein hohl schmetternder krachender Schall wurde zugleich gehört, so daß, was ihm am nächsten war, auf einige Sekunden mit vollkommener Taubheit getroffen wurde. Erst jähling Dämmerung, und eine ungeheure dichte salpeterfarbne Masse, die sich unten wie ein ungeheurer Berg aufbäumte, und oben wie ein Heer von Gewölken ausbreitete. Gleich danach die Dämmerung vom hellen Licht verdrängt, die Säule von Tausend wimmelnden Blitzstreifen beleuchtet, endlich ein Feuermeer, Stadt, Lager, alle Umgebung, alle Dörfer und weite Fernen, wie am Mittage sichtbar. Sausen, Prasseln, Rollen in hoher Luft, nach dem ersten entsetzlichen Knall. Die Säule immer weiter hinaufgeschoben in furchtbarer Majestät, die aber an Pluto's oder Beelzebubs Throne erinnert, ein Anblick, der entzückende

Bewunderung gebieten könnte, wenn nicht Schauder und Zagen, wenn nicht Gedanken an das schreckliche Wirken der Erscheinung alles Große des Eindrucks von hinnen jagten. Endlich scheint die Flamme einige Augenblicke zu ruhn, dann schrumpft sie trüb ein, und jäher Niederschlag der Trümmer, des Staubes, weit umher, von Oben herab. Bald alles finster, tief finster, wär es auch Tag, denn mit Erdtheilen ist dicht die Luft geschwängert, der Athem beklemmt sich von Staub und erstickenden Salpeterdünsten. Geschrei von Hunderten, die Steine im Fallen trafen, wenn sie gleich weit genug davon zu stehn gehofft hatten. Einige selbst getödtet, und die Feinde, welche das Loos traf, über der entzündeten Hölle zu seyn, zerrissen unter den qualmenden Ruinen verschüttet. O was hat der Mensch alles ersonnen, Verderben auf den Menschen zu häufen!

Welche Schrecknisse hatten sich über die schon so viel geängstete Stadt verbreitet, deren Einwohner, bei der scheinbaren Waffenruhe dieser Nacht, auch einmal sich durch ungestörten Schlaf hatten erquicken wollen. Alle Wohnungen dröhnten bis in ihren Grundfesten, die Steine rollten von den Dächern, die Thüren sprangen auf, die Fenster waren zerschellt, das Hausgeräth stürzte durcheinander. Ueberall Jammern und Winseln, Niemand wollte daheim bleiben, Niemand sich hinauswagen, dort und hier Todesgefahr. Man konnte nicht erfahren, ob ein Pulvermagazin oder eine Mine aufgeflogen sey. Die Sachkundigeren schlossen auf das letzte, aber auch, daß nunmehr ein Sturm, mit aller dabei gewöhnlichen erbarmenlosen Wuth folgen werde. Alles sah bleich und mit emporgesträubtem Haar dem, was da kommen sollte, entgegen, was sich liebte, hielt sich zitternd umschlungen, selbst den Haß versöhnte das getheilte Elend.

Draußen reihte man Bataillon an Bataillon, die den in eine dichte Colonne gestellten schnaubenden Grenadieren folgen sollten, welche den ersten Sturmlauf zu machen hatten, und das Zeichen erwarteten. Kaum war die Erde ein wenig verstiebt, als einige Offiziere, unter ihnen auch Hohenau, vor mußten, zu sehn, ob die Bresche zugänglich genug sey, oder ob es noch der Faschinen zum Ausfüllen bedürfe. Die Finsterniß war ihrer Absicht hinderlich, es zog sich damit ziemlich in die Länge. Doch sahn sie wenig, hörten sie bald desto mehr. Eine Trommel wurde jenseit gerührt. Man schlug Chamade, wollte es auf den Sturm nicht ankommen lassen.

Sie zeigten es dem Befehlshaber an, dieser sandte einen Major, nach Kriegessitte von einem Trompeter gefolgt, zum nächsten Thore. Dort riefen ihm die Feinde entgegen, der Kommandant verlange zu capituliren.

Nun wurden die zum Sturm abgetheilt gewesenen Leute abgerufen, auch Bevollmächtigte ernannt, die sich mit dem Feinde, der Uebergabe willen, einigen sollten.

Unter diesen Maasnehmungen nahete der Tag. Eduard hatte kein Geschäft mehr, erntete aber Lob und Dank in Menge vom Heer und dem General. Denn seiner Mine schrieb man das unerwartet früh dem Feind abgezwungene Anerbieten zu. Der General verhieß ihm einen neuen Rang und Orden, und fügte hinzu: Jetzt eilen Sie in Ihr Quartier und pflegen, auf so manche schlaflose Nacht, der Ruhe. Billig sollen Sie einige Tage durchaus in keinen Dienstanspruch genommen werden.

Hohenau dankte ehrerbietig und schlich mit trüben Sinn davon. Nun erst schauderte ihm bei dem Gedanken an die Schrecken und Zerstörungen, welche seine Untergrabung nothwendig mußte veranlaßt haben. War gleich

mit seinem Wirken nur seiner Pflicht ein Genüge geschehn, so konnte er doch nicht umhin, seinen mitleidigen Empfindungen Raum zu geben. Zwar tröstete ihn der Umstand, daß nach seinen Anordnungen offenbarlich das kleinere Uebel Platz gewonnen habe, da eine längere, zuletzt in einem Sturm geendete Belagerung, des Unheils noch weit mehr hätte ins Daseyn rufen müssen, aber seine düstre Stimmung wich bei dem Allen nicht. Er gestand sich, in seinem Herzen die Entdeckung gemacht zu haben, wie er dennoch zum Krieger nicht geeignet sey, auch schwerlich seine dem Waffenberuf entgegenstrebende weiche Fühlbarkeit je ablegen dürfte. Aus diesem Grunde hatten die Zusagen des Generals wenigen Reitz für ihn. Hohenau ergriff in diesem Augenblicke den Entschluß, nach dem Frieden gleich seinen Abschied vom Kriegesdienste nachzusuchen.

Aber wohin dann, fragte er sich auch.

Die Welt schien ihm nirgend eine lächelnde Aussenseite darzubieten, überall blickte ihn das Leben unfreundlich an.

Endlich fiel ihm bei, da er einmal in S*** sich befand, wo es nach einer völligen Eroberung des Landes vermuthlich ruhige Tage geben würde, den Baron von L*** aufzusuchen. Auch noch während der Kämpfe vielleicht könne er Gelegenheit finden, ihm nützlich zu seyn. Zwar — dachte Hohenau weiter über das Vorhaben nach — hat er mir geboten, von mir ihm nichts weiter hören zu lassen. Allein, wie ich nun ihm nahe, hat er keinen Grund, entrüstet zu seyn. Amalia — o Himmel — ist vermählt. Ich bin ihm Summen schuldig, die er auf meine Erziehung wandte. Diese will ich abtragen, redlich abtragen, ich hätte schon zeitiger an diese Obliegenheit denken sollen. Gebe ich mich nun daneben wie ein Mann kund, dem es durch eigne Kraft gelang, sich

zu Ansehn und Vermögen emporzuschwingen, muß wohl die Erinnerung dessen, was ich einst that, viel von der alten Bitterkeit verlieren. Ich kenne den Baron. Neben vieler edlen Herzensgüte ist er dennoch über den Punkt des Adels sehr empfindlich. Ohne Zweifel verdammte er an Amalien hauptsächlich, daß sie einem Jüngling aus der Tiefe ihre Neigung hinwenden konnte, ohne Zweifel quält ihn im Andenken jener Flucht am meisten, daß ein solcher Jüngling ihm die Tochter entführte. Ist es der Hauptmann, der Ordensritter von Hohenau gewesen — nun, so wird er sich mehr beruhigen, als je. Eine Pflicht wird aus diesem Grunde mein Besuch. Ich will ihn vollziehen, wenn nach den Empfehlungen des Generals, Hauptmannsrang und Ehrenkreuz meine Dienste lohnten. — Ob ich aber auch Amalien zu sehen versuche? O Gott, nein, nein! Auf einer Seite möcht' ihr Rechenschaft ablegen, ihr sagen, daß ich alles, was ich bin, durch

sie bin — und dennoch — sie neben ihrem Gatten, nein, sie nur vermählt zu erblicken — nein ich trüg' es nicht. Ewig muß ich sie fliehn.

Unter diesen Selbstberathungen nahte Eduard der Strauchhütte, die ihm zum Quartier diente. Sein Frühstück war eben bereitet worden, der alte Diener setzte es auf den, aus Erde gebauten Tisch. Das Frauenzimmer, rief er seinem Herrn entgegen, hat sich noch nicht ganz erholt, allein der Regimentschirurgus giebt Hoffnungen.

Das hatte ich über Mine und Capitulation ganz vergessen, sagte Hohenau. Gott, wenn ich die Arme nicht hinaustrug, nun wäre sie zerschmettert.

Es ist ein recht schönes Mädchen, fing Jener wieder an, nur bleich und entstellt.

Schön oder nicht, versetzte Hohenau, wenn sie nur zum Leben gelangt. Wohin brachtet ihr sie?

Zum Prediger im nächsten Dorfe, hieß die Antwort. Die Predigerin legte sie gleich auf ein Ruhebett, wärmte sie mit Polstern und Flaschen, flößte ihr Thee ein. Und denken Sie auch, sie ist der Frau bekannt. Es ist die Tochter eines reichen Edelmannes, versichert sie, der Vater wird Ihnen nicht genug danken können.

Und wär es die Tochter eines Tagelöhners, gleichviel, entgegnete der Offizier. Obgleich müde, bin ich doch neugierig — sattle mein Pferd.

Hohenau schwang sich in den Sattel, ritt nach dem Dorfe. An der Pfarrwohnung kam ihm der Regimentschirurgus entgegen. Ich habe der jungen Dame eben noch eine Stärkung gereicht, es geht nur allmählich. Ich muß derweile zu den Verwundeten im Lager sehn.

Sie schieden, Hohenau stieg ab, und eilte

in die Stube, von der Predigerin mit Lobeserhebungen seiner menschlichen That bewillkommt, auf die er nichts gab.

Aber — den Blick auf das Ruhebette schlagen, und gleich daran hinstürzen, war Eins. Amalie, rief er, beinahe ohnmächtig.

Dieser Name, die Stimme, brachten die Kranke plötzlich zur vollkommenen Besinnung. Eduard, rief sie, die Arme weit öffnend — er sank an ihre Brust.

Wie staunten die Anwesenden. Man fürchtete für Beide, der erschütternden Bewegung halber, die Niemand zu deuten vermochte. Man glaubte, dem Fräulein könne sie tödtlich seyn, suchte Hohenau zu entfernen.

Träum' ich — leb' ich — stammelte Amalie. War ich nicht in dem finstern Keller — stürzte nicht das Haus über mich ein? Wo bin ich nun? — Wie ans Licht gekommen? — Und — o Himmel, wie in Hohenau's Arm —

Eine

Eine Ohnmacht hemmte ihre Sprache. Eduard ließ sich nicht fortziehn, heftete kühn seine Lippen an die ihrigen.

Mein Herr, wer Sie sind, sagte der Prediger, schonen Sie das Fräulein —

Der Offizier sprang auf. Das Fräulein, sagen Sie, rief er trunken, also ist sie nicht verheirathet?

Nein, hieß die Antwort, sie lebte bei einer Tante zu N***. Aber, wenn Sie das Fräulein, wie man von dem Bedienten hörte, so wunderbar retteten — üben Sie jetzt auch Großmuth, und tödten die Schwache nicht.

Ich bin nicht schwach, rief Amalie, wieder zur Besonnenheit gelangt, nein stark, mächtig belebt durch die Gewalt der Liebe. Hohenau, winden Sie Ihren Arm noch einmal um mich, und ganz werd ich hergestellt seyn.

Er ließ sie das Gebot nicht wiederholen. Sie lagen sich in den Armen, abermal stumm.

Der Prediger und seine Gattin sahen einander, bei dem Namen Hohenau, bedeutend an. Es war ihnen früher etwas von Amaliens Roman zu Ohren gekommen. Ueber das Seltsame der Begebenheit geriethen sie außer sich.

Endlich fand Hohenau wieder Worte. Nun mußt Du mein seyn, rief er, oder ich fordre den Vater auf Leben und Tod! Aus der schauerlichen Tiefe hab ich Dich hervorgezogen. Durch mich lebst Du.

Amalie hörte mit Entsetzen und himmelvoller Wonne. Alle Kraft war ihr zurückgekehrt.

Die Geschichte hellte sich völlig auf. Eine Menge von Bomben traf das nahe am Wall belegne Haus. Es drohte den Einsturz. Ama-

sie floh in den Keller, gleich darauf prasselten die Mauern und Balken über ihrem Haupte zusammen.

Es fand sich hernach, daß es auch im letzten Augenblick der Tante noch geglückt war, durch die Hausthüre zu flüchten. Amalien aber hatte sie todt geglaubt, des Einsturzes willen, und eine Hinwegräumung der gesammten Trümmer, bei dem noch immer anhaltenden Kugelregen, und dem Mangel an Arbeitern, die sich zu so einem Geschäft hergegeben hätten, wäre rein unmöglich gewesen. Drei Tage hatte die Unglückliche im dumpfen Keller hingelebt. Kein Wunder, daß Schrecken, Hunger und böse Luft sie dem Tode so nahe brachten.

Welch ein Leben aber nun dafür. Wahrlich die Seligen durften es beneiden.

Der Prediger nahm einen Paß, und eilte zum Baron L***, mit dem er nach ei-

nigen Tagen schon anlangte. Konnte der Vater nun Hohenau die Geliebte versagen?

Nach dem Frieden erfolgte die Heirath. Eduard, zuvor Hauptmann und Ordensritter geworden, nahm seine Entlassung, und bezog mit Amalien ein, ihm vom Baron übergebenes, sehr angenehm belegnes, Gut, worin er noch das eigne Kapital in einträglichen Verbesserungen anlegte.

Ende des ersten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voß, Julius <<von>>,

Krieg und Liebe oder romantische Erzählungen vom dreißigjährigen Kriege
bis auf unsre Zeiten

Bd.: 1. Die Familie Wendburg. Zama, die schöne Kosackin. Das schirmende Bru
stbild. Die Untergrabung. - 18

Berlin 1813

P.o.germ. 2057 b-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129451-9